



**WIE SCHMECKTE DIE DDR?  
BAND 3**

**IDENTITÄT UND LEBEN  
IN DER DIKTATUR**

MIT BEITRÄGEN VON  
**EHRHART NEUBERT | FLORIAN HAVEMANN  
KARL-SIEGBERT REHBERG**

**ISBN 978-3-941904-21-7**



*Diese Publikation dokumentiert eine Auswahl an Vorträgen, die im Rahmen der vom Bildungswerk Dresden der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Dresden und dem Freistaat Sachsen veranstalteten Ringvorlesung 2008/2009 „Wie schmeckte die DDR?“ gehalten wurden.*

#### REDAKTION

*Tobias Montag*

*Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.*

*© 2009, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin/Berlin*

*Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.  
Printed in Germany.  
Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.*

*ISBN 978-3-941904-21-7*

#### INHALT

- 5 | VORWORT
  
- 7 | „DER MENSCH STEHT IM MITTELPUNKT UND DAMIT ALLEM IM WEGE“  
ÜBERLEBENSSTRATEGIEN IN DER DIKTATUR –  
MANGEL UND EIGENSINN  
*Ehrhart Neubert*
  
- 25 | DIE ZUMUTUNG  
BELOBIGUNG UND STRAFE – ERINNERUNGEN  
*Florian Havemann*
  
- 35 | DIE DDR-GESELLSCHAFT ALS MULTIPLE  
PROJEKTIONSFLÄCHE  
HANDLUNGSLEITENDE BEDINGUNGEN IN DER  
„KONSENSDIKTATUR“ UND IHRE FOLGEN  
*Karl-Siegbert Rehberg*
  
- 55 | DIE AUTOREN
  
- 55 | ANSPRECHPARTNER IN DER  
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

## VORWORT

Im Jahr 2009 jähren sich zwei Schlüsselereignisse der deutschen Geschichte. Die Bundesrepublik Deutschland wird 60 Jahre alt und zugleich feiern wir 20 Jahre friedliche Revolution in der DDR.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung begeht diese Jubiläen mit zahlreichen Veranstaltungen und Publikationen. Mit der Reihe „Weichenstellungen in die Zukunft“ gedenken wir nicht nur der zentralen Entscheidungen und politischen Entwürfe in 60 Jahren Bundesrepublik und 20 Jahren friedliche Revolution, sondern wollen ebenso Redebeiträge für Veranstaltungen, die sich mit diesen vergangenen Ereignissen, aber auch deren Auswirkungen in Gegenwart und Zukunft auseinandersetzen, einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Sie versteht sich als Beitrag gegen eine zunehmende Unkenntnis und einseitige Vereinnahmung der Geschichte des diktatorischen SED-Staates und der demokratischen Erneuerung der Deutschen seit Gründung der Bundesrepublik und der Wiedervereinigung.

Umfragen und Studien belegen, dass das Unwissen insbesondere über die DDR in erschreckendem Ausmaß zunimmt. Aus der 2008 veröffentlichten Studie *Soziales Paradies oder Stasi-Staat? Das DDR-Bild von Schülern – ein Ost-West-Vergleich* von Monika Deutz-Schroeder und Klaus Schroeder geht beispielsweise hervor, dass das Wissen der befragten Schüler der 9. bis 11. Klasse über die DDR im Osten wie im Westen nur sehr gering ist. Gleichzeitig ist eine wachsende Verklärung der DDR zu beobachten – sie firmiert unter dem Schlagwort „Ostalgie“ und macht auf einen grundsätzlichen Missstand aufmerksam: Tendenziell wird jungen Menschen im Elternhaus und Freundeskreis ein positives DDR-Bild vermittelt, das auch in der Schule anscheinend nicht in Frage gestellt, sondern eher bestätigt wird.

Eine besondere Herausforderung ist diese Situation gerade für die Bildungswerke der Konrad-Adenauer-Stiftung, deren

originäre Aufgabe darin besteht, für unsere freiheitliche Demokratie zu werben sowie politisches und wirtschaftliches Grundlagenwissen zu vermitteln. Im September 2008 initiierte das Bildungswerk Dresden gemeinsam mit der Technischen Universität Dresden und dem Freistaat Sachsen die Veranstaltungsreihe „Wie schmeckte die DDR?“. Die Reihe will Verständnis für unsere Geschichte wecken und einen differenzierten Blick – zwischen Relativierung und Dämonisierung – auf die DDR wagen.

Nicht jeder lebte in ständiger Angst und dem Bewusstsein des totalen Überwachungsstaates. Das DDR-System wurde besonders aktiv, wenn man sich nicht systemkonform verhielt. Dann offenbarte es allerdings alle Dimensionen eines totalitären Staates. Die (Lebens-)Kunst des Einzelnen bestand darin, minimale Kompromisslinien zu finden und nicht vorauseilenden Gehorsam zu leisten. Im Nachhinein werden unterschiedliche Aspekte dieser Erfahrungen oftmals aus- oder überblendet. Auf diese Weise entstehen Geschichtsbilder, die mit dem Alltag in der Parteidiktatur nichts mehr zu tun haben. Deshalb ist es notwendig, Gewissensforschung zu betreiben und sich zu erinnern, wie die DDR war und wie sie erlebt wurde.

Der vorliegende Band enthält drei ausgewählte Vorträge der Veranstaltungsreihe. Im Anschluss an den zweiten Band der Reihe, der die Mythen und fehlenden Kenntnisse über die DDR behandelt, widmet sich die Publikation der Frage der Herausbildung von Identität und besonderen Verhaltensweisen unter den Bedingungen der Diktatur. Aus der Veranstaltungsreihe sollen in Zukunft zu einzelnen Themenschwerpunkten noch weitere ausgewählte Beiträge publiziert werden.

Herzlich gedankt sei an dieser Stelle den Autoren Dr. Ehrhart Neubert, Florian Havemann und Professor Karl-Siegbert Rehberg. Ein besonderer Dank für die Konzeption und Durchführung der Veranstaltungsreihe „Wie schmeckte die DDR?“ sowie für die Anregung und Begleitung der Publikation gebührt auch dem Leiter des Bildungswerkes Dresden Dr. Joachim Klose und der Wissenschaftlichen Mitarbeiterin Ulrike Büchel.

Berlin, im November 2009

*Dr. Ralf Thomas Baus*

*Leiter Team Innenpolitik*

*Hauptabteilung Politik und Beratung*

*Wolfgang Hilberer*

*Team Innenpolitik*

*Hauptabteilung Politik und Beratung*

## „DER MENSCH STEHT IM MITTEL- PUNKT UND DAMIT ALLEM IM WEGE“<sup>1</sup>

ÜBERLEBENSSTRATEGIEN IN DER DIKTATUR – MANGEL UND  
EIGENSINN

*Ehrhart Neubert*

### DOPPELTE ERINNERUNG AN DEN DDR-ALLTAG

Wir gewöhnen uns nur langsam daran, dass es im Osten eine doppelte Erinnerung an das Leben in der DDR gibt.

Auf der einen Seite schießen die „ostalgieischen“ Alltagsmuseen mit ATA, Fit, Pionieruniformen und Bummi-Bildern ins Kraut, die die Repression samt Mauer und Stacheldraht außen vor lassen. Zudem entstand die sogenannte „Trotz-literatur“, in der sich ostdeutsche Intellektuelle bemühen, eine DDR-Gesellschaft zu zeichnen, die unabhängig vom politischen System existiert habe. So wird nach „Konsenspunkten zwischen Politik und Bevölkerung“<sup>2</sup> gefahndet. Der alltägliche Mangel in der DDR sei nicht am Überfluss des Westens zu messen, sondern an der Kritik der westlichen Konsumkultur, denn es hätte „grundsätzliche Übereinstimmungen über Ziele und Ideale“<sup>3</sup> zwischen Bevölkerung und SED-Staat gegeben. Damit werden Alltagsverhalten und -muster nicht mehr als Lebensstrategien unter widrigen Bedingungen, sondern als Eigenwert, als Bausteine einer bis heute bestehenden DDR-Identität aufgefasst.

Ein anderer Ansatz ist der Versuch, die Sozial- und Alltagsgeschichte der DDR aus dem repressiven Kontext zu lösen und „die ostdeutsche Erfahrung von innen zu rekonstruieren“.<sup>4</sup> Die wahre DDR hätte in ihrer Gesellschaft jenseits der Herrschaftspraktiken der SED bestanden. Diese Gesellschaft hätte auf eigenen Füßen gestanden, weil sie das, „was von oben in sie eingepflanzt wurde, aufnahm, verarbeitete, umdeutete und abwandelte“ und an ihr „der politische Fremdzwang entweder am sozialen Eigensinn scheiterte oder auf verschlungenen Pfaden in Eigensinn umschlug“.<sup>5</sup> Herausgekommen wäre ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen heimlich Verbündeten. So erscheint die Gesellschaft als ein Subjekt, als eine Einheit, die zwar vielfältig gebrochen, aber doch im Verborgenen gedieh. Sie erstand aus Ruinen beim Aufbau nach 1945, wohnte in der Stalinallee, der steinernen Metapher der Gleichheit, und flanierte schließlich in der Wunsch-DDR, dem Palast der Republik. Und es sei eine Gesellschaft entstanden, die dem Wert Gleichheit geschworen war, auf „egalitäre Weise individualistisch“ und auf „individualistische Weise egalitär“, die schließlich im *Pluralis Majestatis* „Wir sind das Volk“<sup>6</sup> 1989 ihr Dasein öffentlich machte. Dann aber kamen die Führer der Bundesdeutschen und übernahmen das „geistig und strategisch führungslos“<sup>7</sup> gewordene Volk, das dies erst merkte, als es schon zu spät war. Das Interesse liegt auf der Hand. Es soll eine ostdeutsche Sonderidentität definiert werden, die unbeschadet diktatorischer Praktiken gedieh.

Solchen Versuchen, die auf die Beschreibung von herrschaftsfreien Alltagswelten und Lebensstrategien aus sind, stehen andererseits Entwürfe entgegen, die die enge Verknüpfung von Herrschaft und Alltag betonen. Diese werden zunächst durch vielfach belegte Erfahrungen gestützt:

In der DDR wurde oft ein Witz erzählt: „Welches System steht in einem unversöhnlichen Gegensatz zum sozialistischen System?“ Die Antwort: „Das Nervensystem.“<sup>8</sup> Politische Schulungen, die Propaganda in den Medien und die gesamte öffentliche Sprache der Herrschenden „nervte“. Immerfort wurde gekämpft und gesiegt, bei Ernte- und Produktionsschlachten, beim Erwerb des Abzeichens für gutes Wissen und beim Manöver Schneeflocke für die Kleinen, bei der sozialistischen Ausformung des Kollektivs und bei der Einsparung von Material. Freunde, wahre Freunde, gab es nur in der Sowjetunion, Feinde gab es viele: Imperialisten, Bonner Revanchisten, Faschisten, Grenzverletzer und auch das Wetter – in „Größenordnungen“. Und es nervte, wenn tüchtige Frauen, gestandene Männer zu irgendwelchen Feierlichkeiten ein sozialis-

tisches Ordensblech verliehen bekamen und ihre Dankbarkeit erweisen mussten. Es nervte, wenn bei „freimütigen“ Diskussionen die Redner ihren Zettel aus der Tasche zogen, weil kaum jemand das Partei-Kauderwelsch frei sprechen konnte. Es nervte vor allem der systembedingte Mangel an materiellen und geistigen Gütern. Es nervten die verwelkten Radieschen, die angefalteten Kohlköpfe oder die langen Wartezeiten auf den Trabant. Die Konsum- und die Mangelgeschichte waren miteinander verknüpft und trugen zur politischen Delegitimation des SED-Staates bei.<sup>9</sup> Allein wegen der millionenfachen privaten Geschenksendungen<sup>10</sup> aus dem Westen orientierten sich die Ostdeutschen an westlichen Standards.

Der Mangel provozierte viele sarkastische Witze und ging in die Volksdichtung ein. Als in einer SED-Zeitung am 22. August 1989 in Plauen im Vogtland ein Leserbrief einer westdeutschen Besucherin aus Stuttgart mit viel Lob für die DDR erschienen war, ging alsbald in der Stadt ein anonym verfasstes, vielfach abgeschriebenes und heimlich weitergegebenes Gedicht um:

*„Die gute Frau, die würde lauschen,  
müßt' sie mit uns die Wohnung tauschen,  
mit leerem Korb durch Läden hetzen  
und nicht von weitem ‚saudumm‘ schwätzen.  
Das Ost-Geld in der Hand rumdrehen,  
den Intershop von außen sehen.  
Dann könnt sie hinterm Mond mal bellen  
und könnt ihr Auto hier bestellen.  
Sie braucht es auch nicht gleich zu kaufen  
und könnt noch 17 Jahr ‚frei‘ laufen.  
Vom Schweizerkäs' gibt's nur die Löcher,  
nur Wodka gibt es noch und nöcher.  
Gar vieles ist hier nur Attrappe,  
wie unser ‚Trabi‘ – alles Pappe.  
Ist werktags auch die Arbeit knapp,  
am Samstag ist der Bart dann ab.  
Ob du dafür bist oder nicht –  
‚Subotnik‘ oder ‚Friedensschicht‘.  
So kannst du's haben bis zur Rente,  
stets ein ‚freies‘ Wochenende.  
Was unser Staat zu bieten hat?  
Die ‚Nestbeschmutzer‘ ham's halt satt.“<sup>11</sup>*

Lähmend war auch der geistige Mangel, der Mangel an Büchern und die Reglementierung des Zugangs zu westlicher Literatur, die Giftschränke und Sondergenehmigungen, mit denen sich selbst Wissenschaftler zu plagen hatten. Der Mangel an freier Rede und freiem Gedankenaustausch. Das vermittelt ein Gedicht über eine Dienstbesprechung:

*„Einer hat Mut,  
den Mut der Verzweiflung.  
Er stellt eine Frage.  
Lautlos schwebt sie im Raum.  
Die Frage breitet sich aus.  
Heimtückisch kriecht sie an uns herauf.  
Ihre spitzen Finger zerren an uns.  
Müde geworden winkt einer ab.  
Unter dem Tisch hockt  
eine winzige Hoffnung.  
Da verzieht sich zynisch ein Mund.  
Er spricht alles entscheidende Worte.  
Zwei Augen füllen sich mit Tränen.  
Die kleine Hoffnung stirbt leise.“<sup>12</sup>*

„Der Mangel war geradezu eine prägende und charakteristische Eigenheit des DDR-Alltags, die von jedem Menschen unabhängig von seiner politischen Einstellung ganz bewusst erlebt wurde. Diese Erfahrungen sind weder an bestimmte historische Zeitabschnitte, an spezifische Regionen noch an bestimmte soziale Räume gebunden, sondern waren jederzeit und überall präsent.“<sup>13</sup>

Die millionenfachen Fluchten, bis 1989 waren es über vier Millionen, erklären sich allein aus diesen Zuständen. Aber es blieben, oder mussten bleiben, auch Millionen, die mit dem Mangel zu leben hatten. Die Bewältigung des Alltags erforderte Lebens- und Überlebensstrategien. Die Verhaltenserwartungen des Regimes waren faktisch unerfüllbar. Im Alltagsverhalten waren Eigensinn an der Grenze des Erlaubten, Improvisationsvermögen, Unterlaufen der SED-Normen, mehrdeutiges Reden, Aushandeln von Kompromissen und Scheinloyalität notwendig. Graue oder zweite Märkte für Konsumgüter und geistige Güter bildeten sich.

Es liegt zwar nahe, das Alltagshandeln nach Nähe und Ferne zum politischen System bzw. nach dem Grad von Loyalität und Kritik zu kategorisieren. Im Ergebnis entstünde ein Wertigkeitsgefälle der Konformität der DDR-Bürger, das in Begriffen wie Anpassung, Ausweichen, Verweigerung, Opposition, Widerstand ausgedrückt werden könnte. Dafür spricht, dass die kommunistische Herrschaft auf der Durchsetzung ihres Machtanspruches, auf der tief gestaffelten Kontrolle der Gesellschaft bis in die privaten Bereiche hinein beruhte. Weil aber die Entpolitisierung der Gesellschaft zum Konzept der kommunistischen Gesellschaftskonstruktion gehörte, gemeinsames öffentliches Handeln auf Akklamation beschränkt war und ein Heraustreten aus den zugewiesenen Rollen eher selten war, werden weite Bereiche des Alltagshandelns mit einer Begrifflichkeit, die das politisch-strategische Verhalten der Bürger bevorzugt, nicht völlig erfasst.

Das gilt auch, wenn in Rechnung gestellt wird, dass die Verknappung materieller und immaterieller Güter die selektive Zuteilung dieser Güter als Herrschaftsmittel und Instrument der Mobilisierung der SED-Eliten genutzt wurde. Den Sonderläden und kürzeren Auto-Wartezeiten für die Sicherheitsorgane, den finanziellen Vorteilen und besseren Aufstiegsmöglichkeiten für die Kader der SED und andere wichtige Menschen standen auch bestimmte Nachteile gegenüber. Die zuverlässigen Kader hatten es weit schwerer, eine Westreise zu ergattern, litten unter Kontaktverboten, verfügten oft nicht über westliche Zahlungsmittel und die geistig-ideologische Kontrolle war noch ausgeprägter als bei unpolitischen oder oppositionellen Bürgern.

Für alle, unabhängig von der Verbundenheit mit dem Regime, galt es, im alltäglichen Leben nach Bereichen zu fahnden, wo es tatsächliche oder scheinbare „Grenzen der Diktatur“<sup>14</sup> gab. Irgendwie mussten sich die Leute durchmogeln. „Es sind dies die sprachlichen (oder bildlichen) Dimensionen jener Schweißkiaden, in der sich die angeblich ‚kleinen Leute‘ ihre eigene Zeit und ihren eigenen Raum in den Unübersichtlichkeiten der Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse ‚moderner‘ Gesellschaften zu sichern suchen.“<sup>15</sup> Dies aber war eben auch eine Strategie, um den Alltag möglichst von politischen Ansprüchen freizuhalten, sei es durch passives Teilnahme- und Umgehungsverhalten oder besser den „Eigensinn“ der übergroßen Mehrheit.

## GESCHLOSSENER RAUM UND STILLSTAND DER ZEIT

Die Nötigung, Lebens- und Überlebensstrategien zu entwickeln, die eine verdeckte und versteckte unaufhebbare Differenz zum System bedeuten, ergab sich noch aus zwei weiteren Bedingungen, dem Stillstand der Zeit und der Verengung des Raumes. Soziales Leben ist von der Erfahrung messbarer Zeit und dem pulsierenden Raum geprägt. Beides war in der DDR extrem reduziert. Die Enge des Raumes war durch die Grenze bestimmt, die auch die Zeit anhielt. Uwe Tellkamp hat in seinem wunderbaren Roman an diese Phänomene erinnert. Die DDR hat „es unternommen, die Zeit abzuschaffen“, heißt es an einer Stelle.<sup>16</sup>

Schon Ende der 1970er Jahre schrieb Erich Loest einen klassischen Alltagsroman mit dem Titel *Es geht seinen Gang*. Sein Romanheld, Wolfgang Wülff, macht als Jugendlicher schlechte Erfahrungen mit der Staatsmacht. Als historische Vorlage benutzt Loest die „Schlacht am Leuschnerplatz“, den sogenannten „Beataufstand“ in Leipzig im Jahr 1965. Die Polizei hatte einen Auflauf von Jugendlichen, die gegen das Auftrittsverbot einer Beatgruppe protestierten, auseinandergetrieben. Der Romanheld wird von einem Polizeihund gebissen. In der Schule folgen peinliche Untersuchungen. Einige Jahre später schickt ihn ein Offizier der NVA unmittelbar vor der Entlassung noch einmal zum Friseur. Wülff will hinfort kein „Chef“ werden, nie kommandieren, keine Macht haben. Er bewegt sich im Betrieb als „schlichtes Abteilungsschwein“ und im Privatleben innerhalb der „tausendfachen“ lebensweltlichen Standards, in der Wohnschiebe mit Schrankwand und Kurbeltisch, in der Freizeit mit Trabant und unpolitischen Stammtischgesprächen. Auch wehrt er sich gegen die sportliche Dressur seiner kleinen Tochter. Doch seine Frau will mehr, er soll sich „qualifizieren“, da „jeder die Pflicht hatte, das Möglichste aus sich zu machen“.<sup>17</sup> Und sie will aus ihrer Tochter etwas machen. Darüber zerbricht die Ehe. Schließlich landet Wülff wieder dort, wo er ausgezogen ist, in einer Wohnschiebe mit Trabantbestellung und neuer alleinerziehender Freundin. „Es geht seinen Gang!“ Wülff entkommt weder Raum noch Zeit, immer geschieht etwas, doch in allem geschieht nichts. Wie Wülff geht es im Grunde allen Romanfiguren, dem sich vergeblich abstrampelnden Betriebsleiter, dem gläubigen Parteimenschen, den strebsamen Freunden von Wülff wie dem blinden Historiker.

Der Vikar Reinhard Lampe hatte 1986 in Berlin über das Warten auf die Erlaubnis zur ersten Westreise als Rentner gepredigt: Wir „müssen denen

unsere Stimme leihen, die da gedankenlos ihre Lebenszeit herunterreißen, bis sie endlich die ersehnte Altersgrenze erreichen, falls sie sie erreichen“.<sup>18</sup> Zu Recht wird die lange Breschnew-Ära als Zeit der Stagnation bezeichnet. Aber es gab keine Gewöhnung an die Teilung der Welt, sie schnitt das Naheliegende ab und versagte Zeit und Raum. Sie erklärte jene zu Feinden, die sich über die Grenze sehnten:

*„Staatsgrenze*

*Die Peitschenlampen.*

*Licht im Rücken.*

*Die Grenze zwischen Thüringen und Hessen.*

*Beton im Walde.*

*Blaue Blumen läuten.*

*Die Blaue Blume des Novalis ist es nicht.*

*Die Rentner reisen.*

*Anders als im Westen.*

*Nicht nach Mallorca.*

*Nur zu Sohn und Tochter.*

*Die auch schon alt sind.*

*Alles ist schon alt.“<sup>19</sup>*

Der Notstand des Verlustes von Zeit und Raum schlug auf das System zurück. Die DDR wurde zunehmend zu einer Insel, an deren Westufer imperialistische und an deren Ostufer ketzerisch-sozialistische Wellen schlugen. Neue Abgrenzungen waren nötig. Am 29. Dezember 1988 kreierte Honecker die Formel vom „Sozialismus in den Farben der DDR“. Doch weil die DDR sowieso sozialistisch und der Sozialismus immer schon auf den Raum der DDR beschränkt war, sagte die neue Formel nicht mehr als der Winter in den Farben des Schnees.

Texte, die den Verlust von Zeit und Raum ausdrücken, gibt es viele. Gibt es auch Symbole? Kürzlich sah ich in einer Erfurter Zeitung ein solches Symbol, das die letzten zwanzig Jahre überstanden hat, das Sandmännchen des DDR-Fernsehens. Mir scheint, dass der Erfolg des Sandmännchens zu DDR-Zeiten auf seiner Überwindung der Zeit- und Raumarmut beruhte.

Das Sandmännchen besucht die DDR. Es schaut mit großen weitwinkligen Knopfaugen und hört mit abstehenden Ohren auf die Bürger, die brav abendlich ins Bett gehen. Es löst mit seiner gewölbten Stirn positive Re-

flexe aus, es ist niedlich, kindlich. Doch es hat eine Kappe wie der Weihnachtsmann oder die sieben Zwerge auf und trägt einen schütterten Bart, vielleicht wie Walter Ulbricht. Es ist also zugleich alt, unbestimmt jedenfalls ist seine Zeit. Und der Sandmann kommt auch nur zu Besuch in die DDR. Er kommt mit seiner Rakete aus den Weiten des Alls, mit seinem Flugzeug aus der unbestimmten Ferne der Stratosphäre oder mit seinem Rentierschlitten aus dem grenzenlosen Märchenwald. Freilich, etwas Trauriges liegt in seinem Gesicht, wenn er den Bürgern Sand in die Augen streut. Vor allem aber hat er keinen Mund. Er hat nie und wird nie irgendwelche Losungen rufen, keine politischen Witze erzählen und er muss und kann sich nicht mit dem ernähren, was es im DDR-KONSUM oder in der HO gibt. Der Abendgruß des Sandmannes überschreitet für wenige Minuten Raum und Zeit. Nach dem Aufstehen war es wie immer.

### **HANDLUNGSTYPEN IM SPANNUNGSFELD VON HERRSCHAFT UND ALLTAG**

Jeder DDR-Bürger musste sein alltägliches Sozialverhalten auf die Verhältnisse einstellen. Dafür brachten sie unterschiedliche Prägungen sowie einen gewissen Schatz von kollektiven Erfahrungen mit. „Alltag ist eine pragmatische Einstellung, die wir offensichtlich mit anderen Menschen irgendwie teilen. Alltag ist jene Geisteshaltung, in der wir annehmen, dass andere normale, hellwache, erwachsene Menschen im großen und ganzen Menschen ‚wie wir‘ sind, daß sie also, wären sie an unserer Stelle, ‚die Dinge‘ auch ungefähr so sehen würden, wie wir sie sehen“.<sup>20</sup> Freilich lassen sich bestimmte Vorlieben bzw. bevorzugte strategische Vorgehensweisen unterscheiden. Hier sollen drei typische Verhaltensweisen in den Alltagsstrategien betrachtet werden. Auf Subjekte bezogen handelt sich erstens um den Typ des „Utopisten“, der sich über das Problem hinwegtäuscht, zweitens um den Typ des „Händlers“, der sich pragmatisch an Nützlichkeitsabwägungen orientiert, und drittens um den Typ des „Moralisten“, der seine Identität in der Auseinandersetzung mit den politischen Ansprüchen und alltäglichen Schwierigkeiten bewahren und behaupten will.<sup>21</sup>

Diese drei Typen des Alltagsverhaltens spiegeln jeweils spezifische Varianten der von Thomas Lindenberger verallgemeinernd als „Eigen-Sinn“ definierten Strategien zur alltäglichen Problemlösung in der Diktatur wider.<sup>22</sup> Sie können zudem auch als spiegelbildliche Reaktionen auf die wichtigsten Verfahren der Herrschaftssicherung der SED verstanden

werden. Die „Utopisten“ reagieren auf die Ideologie und Propaganda des Systems, die „Händler“ auf das Prinzip der Loyalitätsstiftung durch die Sozialpolitik oder die Gewährung von Privilegien und die „Moralisten“ auf die abverlangte Disziplin und den Gehorsam gegenüber dem Staat.

Diese Typisierung hat wie alle Kategorisierungen den Nachteil jeder idealtypischen Klassifikation. Je reiner Idealtypen definiert werden, desto schwieriger ist es, die empirischen Befunde mit diesen Typen in Übereinstimmung zu bringen. Dennoch ist eine Typenbildung auch in diesem Fall hilfreich, ja unerlässlich, weil nur so die wesentlichen Verhaltensmuster unterschieden werden können. In der Wirklichkeit gibt es stets Überschneidungen und Mischformen. Überdies erweisen sich eingeschlifene Typen des Sozialverhaltens als höchst stabil. Manche haben die DDR überstanden. Sie konstruieren nun eine virtuelle Wirklichkeit und sorgen dafür, dass viele Menschen in der neuen Gesellschaft nicht zurechtkommen.

### **Die „Utopisten“**

Die ursprüngliche enorme Faszination der kommunistischen Vision beruhte auf der Annahme, in dieser Utopie die Synthese „von die Gegenwart transzendierenden Glücksversprechen und Kompensation akuter sozialer Misere“ zu erreichen.<sup>23</sup> Nach eigenem Selbstverständnis glaubten die Kommunisten zwar, die Gesellschaft nach dieser Utopie umgestalten zu können. In der Wirklichkeit schufen sie aber ein hochproblematisches Gesellschafts- und Politikkonstrukt, das auf der Zerstörung des zivilgesellschaftlichen Eigenlebens beruhte und stets der ideologischen Umkleidung bedurfte, um als neue kommunistische oder sozialistische Qualität identifiziert werden zu können. Macht und Utopie flossen in einem Steuerungsglauben zusammen, der neben dem ungeschminkten physischen Einsatz von Gewaltmitteln eine Erziehungs- und Umerziehungspolitik produzierte.

Das geflügelte Wort vom „richtigen Bewusstsein“ markierte die Fähigkeit zur Selbstknechtung der eigenen Wahrnehmung des sozialistischen Alltags als sozialistische Erfüllung einer Glücksverheißung. Wer im Bannkreis der Utopie gefangen war, konnte die alltäglichen ideologischen Ungereimtheiten, Versorgungsschwierigkeiten, repressiven Einschränkungen und das Ausbleiben aller Versprechungen als Übergangserscheinungen, als gegenwärtige Auswirkung des Klassenkampfes deuten und die Un-

möglichkeit der Realisierung der kommunistischen Vision zeigte nur die Größe der gestellten Aufgabe. So litt der Utopist an elementaren Wahrnehmungsschwierigkeiten, hatte aber zugleich als Gläubiger ein Mittel, das Grundproblem des Alltags im Sozialismus zu lösen. Er konnte das Fiktionale kompensieren und auf die Zukunft der Realität hoffen. Und die Ideologen sprachen dies auch aus. Der Nestor der DDR-Wirtschaftswissenschaften, Jürgen Kuczynski, wählte sich als Leitspruch: „Der Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit ist nicht schädlich, wenn nur der Träumende ernstlich an seinen Traum glaubt, wenn er das Leben aufmerksam beobachtet, seine Beobachtungen mit seinen Luftschlössern vergleicht und überhaupt gewissenhaft an der Realisierung seines Traumgebildes arbeitet.“ (Dimitri Iwanowitsch Pissarew)

Der Typ des Utopisten findet sich aber nicht nur in den Kreisen der Mächtigen. Er ist bei den unterworfenen und verwalteten Individuen ebenso anzutreffen. Sie waren ihrerseits auf Steuerungen angewiesen, um dem „Risiko individueller Abweichungen“ zu entgehen. So konnte die kommunistische Utopie auf die in der deutschen politischen Kultur durchaus wirksamen Muster wie Gehorsam, Disziplin, Ordnung und Sauberkeit zusammenschumpfen. Sie wurden von der SED-Führung verlangt und von nicht wenigen als Verhaltensmuster zur Bewältigung des Alltags gelebt. Nicht nur die militärischen und bürokratischen Apparate konnten so zusammengehalten, sondern auch viele Menschen im Volk auf die minimalisierte Utopie von Sicherheit festgelegt werden. So mögen sich mancher NVA-Unteroffizier, hunderte Parteifunktionäre, tausende Lehrer und kleine Staatsfunktionäre über die faktische, alltagsrelevante Ungleichheit im Sozialismus geärgert haben. In der frühen Zeit gaben die überbelegten HO-Läden Anlass zum Ärger, später folgten die Delikat- und Exquisitläden oder die Intershops, in denen nur mit westlicher Währung gekauft werden konnte. Der Utopist konnte dies als Übergangerscheinung ertragen oder hielt sein Begehren für unerlaubtes Aufbegehren, das seine Lebensordnung gefährden konnte.

Utopien, wenn sie fortgesetzt an der Realität gemessen werden, können sich abschleifen. So haben die Utopisten unter den Kadern und dem mitlaufenden Fußvolk gegen Ende der DDR am Utopieverlust leiden müssen. Möglicherweise konnten sich einige, wie in manchen osteuropäischen Staaten, noch am Zynismus einer illegitimen Machtwahrnehmung ohne utopische Legitimation festhalten. In der Regel erlahmte mit dem Utopieverlust auch der Machtwille, oft mit dem neidischen Blick nach Westen,

wo es offenbar kaum Utopien, aber wunderbare Waren gab. Die starre kommunistische „Wirklichkeitsordnung“ verfiel und es war niemand mehr da, dem Gehorsam zu leisten war. Nach 1990 konnten sie ihre Utopien nur nostalgisch in die Vergangenheit verschieben: Der Sozialismus wäre an sich gut gewesen, nur schlecht gemacht worden und in der DDR hätte es auch positive Errungenschaften gegeben.

Auch die Utopisten unter den protestantischen Oppositionellen, die wahrlich unter alltäglichen Repressionen zu leiden hatten, konnten vor 1989 ihre asketischen Utopien gegen die Realität des Staatssozialismus wenden. Als dieser aber gefallen war, suchten nicht wenige nach einer neuen Realität, an der sie ihre utopischen Neigungen abarbeiten konnten. Und so richteten sie den Stachel ihrer sozialetischen und zivilisationskritischen Utopien gegen jene Freiheit, die sie aufzurichten halfen. Sie waren einst trotzig in der DDR geblieben, weil sie die Utopie des erlösten Volkes mit ihren Bedrückern teilten und zugleich deren Aufgabe auf den Kopf stellten. Sie wollten die Herrschenden umerziehen, um den Alltag zu verändern. Jetzt aber ist die Welt für sie nicht besser geworden, weil es wieder Probleme im Alltag gibt. Einer der protestantischen Utopisten nennt die Ursachen: „War das Kennzeichen des Sozialismus die Lüge, so ist das Prinzip des Kapitalismus der Betrug.“<sup>24</sup> Da ist viel Utopie vonnöten, um das sozialistische Alltagstreiben nachträglich mit Sinn auszustatten. Wie das aussieht, dichtete Otto Wiesner in einer rückwärtsgerichteten Utopie mit seinem „Ruf an mein Land“, die DDR:

*„Doch wenn der Vorhang der Geschichte  
gerafft wird durch der Enkel Hand,  
entstehst du mit erneuertem Gesichte,  
geläutert, wie aus Stein gebrannt.  
Und sprechen werden die Berichte  
von einem frohen Friedensland.“<sup>25</sup>*

#### **Die „Händler“**

Der wohl am meisten verbreitete Typus des Alltagsverhaltens, ist der des „Händlers“, der sich pragmatisch an Nützlichkeitsabwägungen orientiert. Gerade weil der Alltag mit politischen und ideologischen Herrschaftsansprüchen durchsetzt war, konnte er erträglich gestaltet werden, wenn es gelang, möglichen Konflikten vorzubeugen, auszuweichen und sie, wo solche auftraten, zu minimieren. Diese soziale Verhaltenstechnik wurde

geradezu zur gängigen Überlebensstrategie für große Teile der Bevölkerung, die nach dem 17. Juni 1953 erkannte, dass offener Widerstand zwecklos war. Der Pragmatismus des Händlers zielt auf einen möglichst von politischen Ansprüchen bereinigten Alltag. Zugespißt heißt das auch, dass politische Ansprüche angenommen und zugleich entpolitisiert wurden.

Der Typ des Händlers lässt sich definieren, weil nicht nur die Handelspartner, Beherrschte und Herrschende, abgrenzbar sind, sondern weil auch die „Ware“, um die gehandelt wird, sowohl im Angebot der einen wie in der Nachfrage der anderen bestimmbar ist. Setzte die SED noch in den 1940er und frühen 1950er Jahren auf die politische Interessiertheit und Integration der Bürger, gab sie sich späterhin zunehmend mit einem Stillhalten, mit der Entpolitisierung der Bevölkerung zufrieden. So bekämpfte sie bis in die 1960er Jahre mit großer Energie das Hören und Sehen westlicher Sender. In Schauprozessen wurden RIAS-Hörer verurteilt und in großen Kampagnen wurden Fernsehantennen gewaltsam entfernt. In den 1970er Jahren wurde nur noch an die politischen Pflichten appelliert und in den 1980er Jahren gar die Empfangsmöglichkeit westlicher Fernsehstationen stillschweigend gefördert, etwa beim Antennenbau im Raum Dresden. Allerdings rührte dies nicht aus einer Art Liberalisierung, sondern aus der Erfahrung der SED, dass die Zufriedenheit der Bürger durch den Empfang westlicher Unterhaltungsprogramme zunahm.

Diese Entpolitisierung bedeutete einen Verzicht der Bürger auf öffentliche Konfrontation mit dem SED-Staat, wie dieser seine Ansprüche für diesen Preis stillschweigend zurücknahm. Dieser Handel konnte erstaunliche Formen annehmen, wenn DDR-Bürger den Preis für öffentliche Loyalität selbst bestimmten, freilich besonders ausgeprägt in den letzten Jahrzehnten der DDR. Immer wieder haben sie etwa mit der Nichtteilnahme an den „Wahlen“ gedroht, um begrenzte Ziele zu erreichen, etwa die Zuteilung von Baumaterialien, eine Reiseerlaubnis, gar eine Wohnung. Umgekehrt rechnete auch die SED mit solchen Tauschgeschäften und verknüpfte ihre Leistungen für die Bürger mit der Erwartung an besondere Loyalitätsbeweise. Der Eintritt in die Partei, die Verpflichtung für militärische Berufe oder Kontroll- und Spitzeldienste wurden mit verbesserten Aufstiegsmöglichkeiten belohnt.

Der Händler nahm die Schizophrenie seines Verhaltens nicht oder nur unter pragmatischen Gesichtspunkten wahr. Die strikte Trennung zwischen seinem privaten Verhalten, das ganz und gar distanziert zur Politik und Ideologie der SED sein konnte, und seinem öffentlichen Auftreten, in dem er Teil des Systems war, erschien ihm nur als Ausweis seiner Fähigkeit, sich optimal auf die Verhältnisse einzustellen. Als die SED nichts mehr zu bieten hatte, verließen in den Jahren 1989/1990 zwei Millionen solcher Händler die Partei, das waren 90 Prozent der Mitglieder.

Manche der mentalen Schwierigkeiten der Ostdeutschen nach 1990 rühren aus der Außerkraftsetzung des gewohnten und gekonnten Alltagshandels. Die in der Diktatur verinnerlichte Strategie zur Problemlösung kann in der freien Gesellschaft nicht mehr greifen, da es keine Instanz mehr gibt, die für inszeniertes politisches Wohlverhalten im Alltag Belohnungen bereithält. Die Diskrepanzen zwischen dem Verhaltensrepertoire der Ostdeutschen und den heutigen Verhaltensanforderungen können daher paradoxerweise dann überbrückt werden, wenn der Typ des Händlers sich in die fiktive Situation versetzt, als gäbe es die DDR noch, wenigstens in seinem Bewusstsein. Doch wenn er die DDR durch den Kauf der neu aufgelegten Ostprodukte oder durch die Wahl einer DDR-bezogenen Partei imitiert, kann er sich dafür nichts mehr einhandeln. Der Typ des Händlers mit politischer Münze für unpolitische Waren hebt sich in der Freiheit unweigerlich auf. An wen und mit welchem Inhalt sollten nun die Händler ihre gewitzten und schlaunen Eingaben schreiben, um der Staatsmacht unter Ausschluss des Rechtsweges etwas abzuhandeln?

### Die „Moralisten“

Utopisten und Händlern stehen als dritter Typ der Alltagsbewältigung die „Moralisten“ gegenüber. Für sie galt der Utopist als Leugner und Ignorant der tatsächlichen Verhältnisse und der Händler als gespalten und unaufrichtig. Auch der Moralist muss sich in irgendeiner Weise mit den Gegebenheiten arrangieren und sucht nach Verhaltensstrategien, die ihn diese Zustände bewältigen lassen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er in eine politische Widerstands- oder Oppositionsrolle kommt, ist hoch, jedoch nicht zwingend. Für das Alltagsverhalten bieten sich ihm auch andere Möglichkeiten.

Sein Handlungsziel ist die alltägliche Selbstbewahrung. Er muss die erfahrene Differenz zwischen dem politischen Anspruch des Systems und

seiner eigenen Identität, seinem Herkunft, seinen ethischen Urteilen und seinem geistig-kulturellen Habitus überbrücken können. Er ist ganz anders als der Utopist und der Händler auf die Diagnose des Systems einschließlich des Alltags angewiesen, die ihn in eine dauernde Spannung versetzt. Er sieht sich sowohl durch die politischen Ansprüche bis in den Alltag hinein gefährdet, wie er ein mögliches Versagen, nämlich wie ein Utopist oder ein Händler zu werden, auf seine eigene Korruptierbarkeit zurückführt. Er sucht nach Handlungsmöglichkeiten, die ein Mindestmaß sozialer Vermittlung mit dem Gesamtsystem ermöglichen, und nach einem sozialen Umfeld, in dem er seine Identität wahren kann. Das kann die Familie, eine Kirchengemeinde, ein Freundeskreis, ein künstlerisches Milieu oder eine informelle Gruppe sein. Sie sollen einen erträglichen Status quo mit dem DDR-System ermöglichen.

Der Versuch, im System zu leben, ihm nicht gleich zu werden und zugleich die mögliche Verführung bei sich selbst zu suchen, entspricht wenigstens in Restbeständen einer kulturgeschichtlichen protestantischen Mentalität, die selbst noch in säkularer Form wirksam ist. In ihr entsteht „ein weitentwickeltes Vermögen zur Verinnerlichung gesellschaftlicher Widersprüche“ und in dieser Mentalität besitzt die „moralische Selbst-Regulation“ einen hohen Stellenwert.<sup>26</sup> Diese mentalen Prägungen brachten den Typ des Moralisten hervor, der zwar in Distanz zum System lebte, aber seine Verhaltensstrategien auf die Möglichkeit einer Veränderung zum Besseren einstellte und sei es nur in einer stillen Wartestellung. Im Unterschied zum Utopisten setzt er sich nicht über die Verhältnisse hinweg, sondern leidet an diesen und sucht auch noch nach Spurenelementen einer vernünftigen Ordnung, damit er guten Gewissens mit dieser koexistieren kann. Für manchen sollte das ungeliebte Ordnungsgefüge der DDR als Bollwerk der Sicherheit gegen das Chaos gelten. Er erfüllt seine Pflicht und leistet oft entsagend – etwa durch den Verzicht auf Karriere und öffentliche Aufmerksamkeit – seine Arbeit an dem Platz auf dem er steht, beteiligt sich nicht an den kleinen alltäglichen Korruptionen der Händler und sucht die Besserung schon in seinem sozialen Umfeld, in seinen Gemeinschaften exemplarisch zu leben.

So zu leben, als lebte man nicht in der DDR, versuchten Romantiker, subkulturelle Alternative und manche Familien des disqualifizierten Bürgertums. Die Aussteiger aller Niveaus, so unauffällig sie auch lebten und so still sie sich lange Zeit verhielten, konnten aber ihrer Abneigung gegenüber dem System der SED urplötzlich Ausdruck verleihen, etwa

einen Ausreiseartrag stellen oder den offenen Protest anmelden. Die enttäuschte Hoffnung auf Veränderungen machte dem Wunsch nach Revolution Platz. Bis es soweit war, hatten die Moralisten mit ihren Strategien, die Widersprüche von Alltag und Herrschaft zu überbrücken, durchaus ein Konzept, das dieses Problem der Koexistenz lösen konnte. Sie zahlten allerdings einen Preis; sie mussten die Last auf sich nehmen, das Unerträgliche zu ertragen.

Nach 1990 haben es die Moralisten wiederum nicht leicht. Sie müssen sich mit einer bunten Pluralität und unübersichtlichen Heterogenität im Alltag abfinden. Und sie nahmen zur Kenntnis, dass eine Restitution des Bürgerlichen sowie anderer traditioneller Lebensweisen und überhaupt die Etablierung einer Zivilgesellschaft nicht im Selbstlauf eintreten.

## EINE SCHLUSSBEMERKUNG

1989/1990 öffnete sich der Raum und verflüssigte sich die Zeit. Die Lebensstrategien aus der DDR wurden überflüssig. Die doppelte Erinnerung an die DDR, die Freude über das Ende einer unmöglichen Konstruktion einerseits und eine politisierte Nostalgie andererseits, reagiert auf die nicht mehr benötigten sozialen Verhaltensweisen. Für die einen ist es eine Befreiung, für die anderen eine Entwertung von Bewährtem. Die einen berichten von Benachteiligungen und Verfolgungen, weil sie den Zumutungen des Systems widersprachen. Eine Schülerin des Gutenberg-Gymnasiums in Erfurt antwortete 2008 hingegen auf die Frage eines Fernsehmoderators, was ihr bei dem Wort DDR einfiel: „Zukunft“.<sup>27</sup>

Beide Seiten aber fordert die neue Freiheit heraus, soziale Verhaltensweisen zu praktizieren, die dieser Freiheit gerecht werden. Für die Generationen, die sich in der DDR auf diese oder jene Weise durchwurschtelten, ist das nicht leicht. Inzwischen ist aber auch eine Literatur jüngerer Autoren entstanden, die einen gelungenen Übergang erzählt. So ist es erfrischend, das Buch *Meine freie deutsche Jugend*<sup>28</sup> von Claudia Rusch zu lesen, das den Alltag eines jungen Menschen in der späten DDR samt dem Blick nach Westen und der Ankunft im Alltag des vereinten Deutschlands schildert, ein fröhliches Entweichen aus der schwierigen Atmosphäre der DDR und ein Ankommen in einem Land, dessen Alltag trotz aller Ungereimtheiten keinen Vergleich scheuen muss.

- 1| Unbekannter Autor.
- 2| Merkel, Ina: *Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR.* – Köln u.a.: Böhlau, 1999. – S. 12. – (Alltag & Kultur; 6).
- 3| Ebd., S. 34.
- 4| Engler, Wolfgang: *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land.* – 3. Aufl. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 2002. – S. 9.
- 5| Ebd., S. 8.
- 6| Ebd., S. 169.
- 7| Ebd., S. 339.
- 8| Schädlich, Hans Joachim: *Traurige Freude.* In: Naumann, Michael (Hrsg.): *Die Geschichte ist offen. DDR 1990. Hoffnung auf eine neue Republik. Schriftsteller aus der DDR über die Zukunftschancen ihres Landes.* – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1990. – S. 164.
- 9| Kaminsky, Annette: *Wohlstand, Glück, Schönheit. Kleine Konsumgeschichte der DDR.* – München: Beck, 2001.
- 10| Härtel, Christian / Kabus, Petra (Hrsg.): *Das Westpaket. Geschenksendung, keine Handelsware.* – Berlin: Links, 2000.
- 11| Anonym: *Reim auf einen Leserbrief. August/September Plauen.* Abgedruckt in Küttler, Thomas / Röder, Jean Curt: *Die Wende in Plauen. Eine Dokumentation.* – Plauen: Neupert, 1993. – S. 29-30.
- 12| Sensel, Regina: *Vor der Wende (Dienstbesprechung).* In: Swoboda, Jörg: *Die Revolution der Kerzen. Christen in den Umwälzungen der DDR.* – Wuppertal; Kassel: Oncken, 1992. – S. 84.
- 13| *Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“: Materialien der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“. 13. Wahlperiode des Deutschen Bundestages.* – Bd. 1: *Anträge, Debatten, Berichte, Veranstaltungen.* – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999. – S. 529-530.
- 14| Bessel, Richard / Jessen, Ralph: *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR.* – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1996.
- 15| Lüdtke, Alf: *Sprache und Herrschaft in der DDR.* In: Lüdtke, Alf / Bender, Peter (Hrsg.): *Akten, Eingaben, Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag.* – Berlin: Akademie-Verlag, 1997. – S. 15.
- 16| Tellkamp, Uwe: *Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land. Roman.* – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008. – S. 953.
- 17| Loest, Erich: *Es geht seinen Gang oder die Mühen in unserer Ebene. Roman.* – Leipzig: Linden-Verlag, 1978. – S. 70.
- 18| Lampe, Reinhard: *„Lazarus am 13. August“.* Gedanken aus einer Examensarbeit. In: Bickhardt, Reinhard (Hrsg.): *Aufbrüche Teil II (Redaktion „radix-Blätter“).* – Naumburg; Berlin: Samisdat, 1987. – S. 39.
- 19| Hoffmann, Dieter: *Gedichte aus der DDR selig.* – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999. – S. 125. – (Mainzer Reihe; 90).
- 20| Hitzler, Roland: *Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Vom Verhältnis von Soziologie und Alltag.* In: *Sozialwissenschaftliche Information*, 15 (1986) 3, S. 55.
- 21| Hagen Findeis hat in einer Untersuchung von siebzehn biographischen Interviews mit Bischöfen und Kirchenführern in der DDR drei Typen der Problembehandlung des Lebens in der DDR herausgearbeitet: den Ethiker, den Pragmatiker und den Ästhetiker. „Danach erscheinen die Formen der Verhältnisbestimmung zum DDR-System nicht als von diesem erzeugte Handlungsmuster, sondern als spezielle Anwendungsfälle genereller Handlungstypen, die ich wegen ihrer allgemeinen Funktionslogik und Kulturgebundenheit anthropologisch nenne.“ Vgl. Findeis, Hagen: *Das Licht des Evangeliums und das Zwielficht der Politik. Kirchliche Karrieren in der DDR.* – Frankfurt am Main; New York: Campus, 2002. – S. 397.

- 22| Vgl. u.a. Lindenberger, Thomas: *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Das Alltagsleben der DDR und sein Platz in der Erinnerungskultur des vereinten Deutschlands.* In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (2000) 40, S. 5-12 und Lindenberger, Thomas (Hrsg.): *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR.* – Köln u.a.: Böhlau, 1999. – (Zeithistorische Studien; 12).
- 23| Bialas, Wolfgang: *Vom unfreien Schweben zum freien Fall. Ostdeutsche Intellektuelle im gesellschaftlichen Umbruch.* – Frankfurt am Main: Fischer, 1996. – S. 287-288.
- 24| Schorlemmer, Friedrich: *Was ich denke.* – München: Goldmann, 1996. – S. 122.
- 25| Wiesner, Otto: *Ruf an mein Land.* In: *Unabhängige Autorengemeinschaft „Als Zeitzeugen erlebt“: Spuren der Wahrheit. Vereinnahmung der DDR.* – Schkeuditz: GNN-Verlag, 2003. – S. 43.
- 26| Krüger, Hans-Peter: *Demission der Helden. Kritik von innen 1983-1992.* – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 1992. – S. 50.
- 27| *Fernsehsendung des MDR, September 2008.*
- 28| Rusch, Claudia: *Meine freie deutsche Jugend. Mit einem Text von Wolfgang Hilbig.* – 5. Aufl. – Frankfurt am Main: Fischer, 2004.

# DIE ZUMUTUNG

BELOBIGUNG UND STRAFE – ERINNERUNGEN

*Florian Havemann*

Sie legen dir ein Papier vor und sagen dir: „Unterschreibe! Wir brauchen deine Unterschrift, schließe dich dieser Resolution an.“ „Du siehst“, sagen sie dir, „es haben schon viele unterschrieben, deine Unterschrift fehlt noch.“ Sie halten dir den Stift hin, mit dem du unterschreiben sollst, sie sind fast schon dabei, ihren Wisch wieder einzupacken, um mit ihm zu dem Nächsten zu gehen, der ihn unterschreiben soll, ihn auch unterschreiben wird. Die Zeit drängt, sie haben viel zu tun, und sie gehen wie selbstverständlich davon aus, dass du ihre Resolution unterschreiben wirst, die Resolution, die sie geschrieben haben, die du nur noch schnell mit unterschreiben sollst. Es dauert nur einen Augenblick, so eine Unterschrift ist rasch geleistet. Und hast du unterschrieben, dann lassen sie dich in Ruhe.

Unterschreibst du nicht, dann sieht alles anders aus. Dann dauert es lange, dann haben sie plötzlich sehr viel Zeit. Dann bestellen sie dich zu einem Gespräch, zu einer Aussprache bei deinem Vorgesetzten, deinem Lehrer, deinem Abteilungsleiter, dem Genossen Direktor, dem Parteisekretär. Und siehst du auch in diesem Gespräch nicht ein, dass es besser wäre, wenn du unterschreiben würdest, dann berufen sie eine Versammlung ein, in der du deinen Mitschülern gegenüber sitzt, deinen Arbeitskollegen, den Genossen deiner

Parteilgruppe, und alle haben diese Resolution unterschrieben, nur du nicht. Und alle würden gern diese unangenehme Angelegenheit schnell hinter sich haben, sie wollen nach Hause, und du raubst ihnen ihre Zeit, und unterschreibst du nicht, fällt es auf alle zurück, auf das ganze Kollektiv. Sie schauen dir nicht in die Augen. Wahrscheinlich hätten auch sie lieber diese Resolution nicht unterschreiben müssen, aber sie haben sie unterschrieben, und weil sie diese Resolution unterschrieben haben, sollst auch du sie unterschreiben. Du sollst genauso sein wie sie. Unterschreibst du immer noch nicht, dann sonderst du dich von ihnen ab, von deinem Kollektiv, von der Gruppe, zu der du gehörst, von den Menschen, mit denen du arbeitest, jeden Tag zusammen bist und auskommen musst. Unterschreibst du nicht, obwohl sie dich drängen, dann gehörst du nicht mehr zu ihnen. Du bist ein Störenfried, du störst ihren Frieden, den feigen Frieden, der ihnen so lieb ist. Sie fallen über dich her, sie prangern dich an, erklären dich zu ihrem Feind, sie distanzieren sich von dir und deinem schädlichen Verhalten, sie melden dich den höheren Stellen, um nicht selber Ärger zu bekommen, man denunziert dich vielleicht sogar bei der Staatssicherheit. Man schreibt auf alle Fälle einen Bericht über dich, ohne einen Vermerk in deiner Kaderakte kommst du aus der Sache nicht mehr heraus.

Aber vielleicht auch reden sie dir gut zu, appellieren sie an deine Vernunft, und dann machen sie dir ein Angebot, schlagen sie dir eine Abschwächung dieser Resolution vor, die du partout nicht unterschreiben willst, irgendeine windelweiche Formulierung, mit der auch du leben könntest, bei der du nicht ganz dein Gesicht verlierst. Und stimmst du dann doch endlich zu, dieser für dich und wegen dir geänderten Resolution, dann klopfen sie dir anschließend auf die Schultern, und sagen dir, dass es auch für sie so angenehmer wäre, in dieser nicht so ideologisch scharfen Formulierung – nicht alle natürlich, nicht die Scharfmacher, die dich von da an auf dem Kieker haben, auf ihrer Liste der potentiellen Feinde. Die Zeiten ändern sich, Stalins harten Besen stellen auch sie dann lieber bald in die Ecke. Das Erschießungskommando wartet dann doch nicht mehr auf dich.

Sie fordern dich zur Wahl auf. Sie sagen dir: „Du sollst wählen gehen.“ Sie hängen überall ihre Plakate auf, auf denen zu lesen ist, wann du sie wählen sollst, welcher Tag Wahltag ist. Du musst dich nicht darum kümmern, wen du wählst, das machen sie schon, sie suchen die Kandidaten aus. Du musst sie nur wählen. Du musst noch nicht mal in eine Wahl-

kabine dafür gehen. Du brauchst auch kein Kreuzchen machen. Es reicht, dass du den Wahlzettel, den sie dir übergeben, zusammenfallest und in die Wahlurne hineinsteckst, die sie dir hinhalten. Sie wollen eine 99-prozentige Zustimmung zu ihrem Wahlvorschlag. Sie wollen unbedingt, dass du zur Wahl gehst, an ihrer Wahl teilnimmst. Sie wissen, dass du ihrer Wahl zustimmen wirst, wenn du zur Wahl gehst. Es gibt ja bei ihrer Wahl nichts zu wählen.

Natürlich kannst du in die Wahlkabine gehen. Womöglich fordern sie dich sogar dazu auf, dies zu tun. Tust du es, dann machen sie hinter deinem Namen auf ihrer Wahlliste ein Kreuzchen, und dann hast du auf diese Weise also doch gewählt. Du kannst auch den Wahlzettel als Ganzes durchstreichen, musst aber damit rechnen, dass sie auch das noch, wenn sie die vollen Wahlurnen ausschütten, als Zustimmung werten, als ganz besonders große. Oder sie zählen deinen Wahlzettel als ungültige Stimme. Hauptsache, du gehst zur Wahl. Und am besten, du gehst nicht alleine zur Wahl, sondern zusammen mit den Leuten, mit denen du in einem Hause wohnst, und bist du ein unsicherer Kandidat, einer, der womöglich nicht zu ihrer Wahl gehen will, dann schicken sie dir jemand vorher vorbei, der dich an den Wahltag erinnert, sie klingeln sogar an diesem Wahltag an deiner Tür, damit du nicht vergisst, zur Wahl zu gehen. Sie wollen, dass auch du mitkommst, mit zu ihrer Wahl kommst. Alle wollen dich wählen sehen. Die Wahl ist natürlich so geheim, dass es alle sehen können sollen, wenn du, im Unterschied zu allen anderen, die folgsam ihre Wahlzettel nur zusammenfalten, in die Wahlkabine gehst. Sie wollen Druck machen, sie wollen dir vorführen, wie sinnlos es ist, die Wahlkabine zu benutzen, wenn alle anderen ohne sie bei ihrer Wahl auskommen.

Sie gehen auch sehr früh am Morgen zur Wahl, du sollst gar keine Zeit an diesem Wahltag haben, dir das noch zu überlegen, ob du wählen gehst. Und gehst du mit ihnen früh am Morgen zur Wahl, dann hast du den restlichen Wahlsonntag doch noch frei. Du kannst in deine Datscha fahren, in deine Kleingartenanlage, du kannst dann noch einen Sonntagsspaziergang mit deiner Familie machen. Du kannst auch noch das Westfernsehen einschalten, dich den Rest des Wahltags über aus deiner DDR verabschieden. Hauptsache, du warst zur Wahl. Du hast die Wahl, zur Wahl zu gehen oder dich ihrer Wahl zu verweigern. Am Wahlergebnis ändert das nichts. Gehst du nicht zur Wahl, dann schadest du ihrer Wahl nicht, du schadest nur dir selber. Irgendwo wird es vermerkt. Es bleibt an

dir hängen. Und es ist völlig sinnlos, nicht zu dieser Wahl zu gehen, bei der es nichts zu wählen gibt. Es lohnt die möglichen Folgen nicht, gehst du nicht zur Wahl. Es lohnt nicht, weil alle anderen zu dieser Wahl gehen, bei der es nichts zu wählen gibt.

Sie zeigen dir etwas, das schwarz ist. Sie sagen, dass es weiß ist. Und natürlich siehst du genau, dass dieses Schwarz schwarz und nicht weiß ist. Du fasst dir an den Kopf und sagst dir, dass sie blind sein müssen, nicht zu sehen, dass dieses Schwarz, von dem sie behaupten, es wäre weiß, schwarz ist. Sie wollen, dass du dem zustimmst, was sie dir sagen. Sie wollen, dass auch du sagst, dieses Schwarz sei weiß. Du fragst dich, ob sich das lohnt, ihnen zu sagen, dass dieses Schwarz schwarz ist und nicht weiß. Sie müssen blind sein, so blind, dass sie gar nicht sehen können, was du siehst, was alle andern sehen. Ist es deine Aufgabe, Blinden zu sagen, dass sie blind sind? Du wendest dich von ihnen ab, du lächelst vielleicht über sie, du tust die Blinden als Blinde für dich ab. Aber sie haben die Macht. Du verbringst dein Leben mit Menschen, die sehen, dass dieses Schwarz schwarz ist und nicht weiß. Ihr seid euch da völlig sicher und einig. Ihr habt auch anderes zu tun, als euch mit Blinden abzugeben, die nicht sehen können, das Schwarz schwarz ist und nicht weiß. Aber sie haben die Macht. Und deshalb entkommst du ihnen nicht. Sie lassen dich erst wieder in Ruhe, wenn du ihnen zugestimmt hast, dass dieses Schwarz weiß ist.

Du fragst dich, wie du ihrer Macht entgehen kannst, der Macht, mit der sie dich zwingen wollen, dem zuzustimmen, dass Schwarz weiß ist. Es ist ganz einfach, wie du sie los wirst, du musst ihnen nur zustimmen, dass Schwarz weiß ist. Hast du ihnen zugestimmt, werden sie dich in Ruhe lassen. Und sie haben doch die Macht, dich nicht in Ruhe zu lassen. Und dann fragst du dich, ob du nicht vielleicht ihre Macht dadurch am meisten schwächst, indem du ihnen zustimmst, indem du sie in ihrer offensichtlichen Blindheit bestätigst. Wie sollen sie auf Dauer Macht über etwas ausüben können, das sie nicht sehen können, wo dieses Schwarz, von dem sie behaupten, es wäre weiß, doch schwarz bleibt? Dann aber überkommt dich doch die Ahnung, dass sie, die von dir verlangen, dem zuzustimmen, dass dieses Schwarz weiß sei, womöglich selber genau wissen könnten, dass dieses Schwarz schwarz und nicht weiß ist, dass sie gar nicht blind sind, wie du es erst angenommen hast. Dass sie nur von dir verlangen, ihnen in dem zuzustimmen, dass dieses Schwarz weiß sei, ohne selber dieses Schwarz für weiß zu halten. Dass es das ist, was

ihnen die Macht gibt, dass du mit deiner Zustimmung ihrer Macht zustimmst. Du sollst ihnen zustimmen, darauf kommt es an, nicht darauf, ob Schwarz weiß ist. Und dann weißt du nicht mehr weiter.

Sie pflanzen eine Fahne vor dir auf, einen verblichenen, verschmutzten alten Lappen, der durch x-fache Säuberungen hindurchgegangen ist, und sie sagen dir: „Diese Fahne ist rot. Das ist die Rote Fahne.“ Sie sprechen beschwörend auf dich ein, wenn sie gut sind, gute Genossen und nicht nur Karrieristen, sie sagen: „Das ist die Fahne, unsere Fahne, die Fahne, die schon dein Vater trug, die Fahne, die niemals gefallen ist, so oft auch ihr Träger fiel. Es ist die Arbeiterfahne.“ Und der, der dir das sagt, war vielleicht mal ein Arbeiter, oder er kommt aus einer Arbeiterfamilie, aber er sieht nicht mehr aus wie ein Arbeiter. Er sieht aus wie ein Funktionär in seinem Anzug. Und womöglich hat er einen Chauffeur, der draußen auf ihn wartet. Aber auf alle Fälle hat er die Macht. Du schaust dir die Fahne an, und du weißt nicht, was für eine Farbe sie hat, so dreckig wie sie ist, so beschmutzt. Du fragst dich, ob sie vielleicht nur deshalb dort in der Mitte noch ein bisschen rot scheint, weil sie dort den weißen Kreis mit dem Hakenkreuz herausgetrennt haben, der da mal prangte. Du weißt auch nicht, ob das, was an dieser Fahne noch rot ist, von dem Arbeiterblut stammt, das die Büttel des Kapitals dereinst vergossen haben, am 1. Mai in Chicago, im Blutmai, oder ob dieses Rot nicht doch von dem Blut stammt, das der Genosse Stalin, der Henker, der Mörder so vieler Kommunisten, bei seinen Bluttaten auf sie hat kleckern lassen. Du weißt auch nicht, ob die, die dir sagen, dass diese Fahne unsere Fahne ist, die Rote Fahne, noch an diese Fahne glauben.

Sie wollen, dass auch du eine Fahne hisst. Die weiße Fahne der Kapitulation. Sie wollen dir deinen Schneid abkaufen. Sie wollen dich um deine Selbstachtung bringen. Sie wollen, dass du dich ihnen anpasst. Sie wollen dich zu einem Opportunisten machen. Mehr nicht. Dass du ihnen glaubst, das wollen sie gar nicht. Sie glauben ja selber nicht an das, was du unterschreiben sollst. Sie brauchen eigentlich auch deine Zustimmung nicht. Sie haben die Macht, das zu tun, was sie für notwendig, für unumgänglich halten. Es kommt gar nicht auf dich an. Ob du nun zustimmst, oder doch dabei bleibst, ihnen deine Unterschrift zu verweigern, ob du sie nun wählen gehst oder nicht, egal, es ändert an der Sache nichts. Es ändert nur für dich etwas. Willst du dann doch keinen Ärger haben, willst du Karriere machen, studieren, deinen Fähigkeiten entsprechend tätig sein, unterschreibst du. Und während du vielleicht noch zögerst,

fragst du dich, ob sich das denn überhaupt lohnen würde, deine Unterschrift unter ihre Resolution zu verweigern, zu ihrer Wahl nicht zu gehen. Ist das so wichtig, dir so wichtig, um was es in dieser Resolution geht, die du unterschreiben sollst? Und diese Wahl, bei der es nichts zu wählen gibt – wie kann die wichtig sein, irgendetwas entscheiden? Du hast Freunde, du hast eine Familie, einen Beruf, du hast Pläne. Was soll das also so wichtig sein, dass auch du sagst, dieses Schwarz sei weiß, wo doch alle sehen, dass dieses Schwarz kein Weiß ist? Was musst du dich moralisch so aufspielen, um welcher Wahrheit willen? Willst du was Besonderes sein, willst du im Mittelpunkt stehen, dich von den anderen unterscheiden?

Aber natürlich weißt du, dass von deiner Unterschrift ihre Macht abhängt, auch von deiner. Davon, dass alle unterschreiben, dass alle zustimmen, alle dem zustimmen, das ohne ihre Zustimmung entschieden wurde. Nur wenn alle mitmachen, auch bei ihrer Wahl als dummes Stimmvieh mitmachen, wenn alle Opportunisten geworden sind, und die weiße Fahne der Kapitulation gehisst haben, können sie ihre Macht behalten. Aber auch dann, wenn du mit ein paar wenigen anderen, die es noch geben mag, dann doch nicht unterschreibst, deine Unterschrift stur verweigerst, nicht auch zu ihrer Wahl gehst, bei der es nichts zu wählen gibt, verlieren sie noch nicht ihre Macht. Auch dann können sie dich noch gebrauchen. Als Feind. Als jemanden, den sie zum Feind erklären. Nicht nur zu ihrem Feind, sondern zum Feind aller, die unterschrieben haben, die ihrer Macht opportunistisch zustimmen.

Auch Feinde werden gebraucht, von denen sie sich abgrenzen, gegen die sie die anderen aufhetzen können. Fühlen sie sich kräftig, dann sind ihnen Feinde nur recht, dann produzieren sie notfalls Feinde, wenn sie nicht genug Feinde haben. Sie machen sich einen Fünfjahresplan, wie viele Feinde sie ausmerzen wollen. Sie brauchen die Spannung, in die sie Menschen versetzen können, die ihrer Macht ausgeliefert sind. Sie regieren mit der Angst, mit der Furcht und dem Schrecken, den sie verbreiten. Sie statuieren ein Exempel an dir, damit die andern wissen, es lohnt nicht, Widerstand ist zwecklos. Aber irgendwann werden sie bequem, irgendwann sind sie ihrer Kampagnen leid, ist ihnen der Aufwand zu groß, und dann musst du nicht mehr unbedingt unterschreiben, dann glauben sie, es reicht, wenn sie dich unter Kontrolle haben. Dann lassen sie dich in Ruhe in deiner Nische leben.

Belobigung und Strafe – beides. Natürlich Lob, sie haben sehr viele Orden und Ehrenzeichen verteilt, sehr viel Blech, und Prämien gab es doch auch noch. Und die Belobigung war ein Ritual; ausgezeichnet zu werden, hieß, ihre dummen Reden über sich ergehen lassen zu müssen. Das ideologische Gefasel, das nichts mit deiner Leistung zu tun hatte, den Gründen, warum du dich in ihrem Staate ein bisschen angestrengt hast, in dem es so sehr auffiel, wenn sich jemand ein bisschen mehr da anstrengte, wo die anderen ihren nicht erklärten, nicht organisierten, aber über Jahre, Jahrzehnte durchgehaltenen Bummelstreik durchführten. Ein Land von Drückebergern, von Faulpelzen, deren Faulheit alleine nur die ihnen fehlende freie Gewerkschaft ersetzen konnte. Loben sie dich, loben sie dich für deine Einzelleistung, dann stehst du da oben mit ihnen auf dem Podium, und unten stehen deine Kollegen, deine Mitschüler, deine Kommilitonen, und du gehörst nun zu ihnen, zu denen, die oben stehen. Loben sie dich im Kollektiv, dann schaust du mit allen anderen Betrügern betreten zu Boden. Hängt dein Foto in der Straße der Besten, sehen dich deine Kollegen scheel an, denn du könntest ihnen die Normen kaputt machen. Du willst deine Zeit nicht bei der Arbeit verträdeln, du willst vielleicht wirklich etwas lernen, über den Stoff des Unterrichts hinaus, du bist interessiert, und dein Leben ist dir zu schade, um es im Kollektiv zu verschlafen, und damit fällst du sofort auf, und du weißt nicht, fällst du unangenehm auf, handelst du dir damit womöglich Ärger ein, oder werden sie dich deswegen loben?

Ihr Lob spornt niemand an, ihr Lob setzt keine Energie frei. Dass niemand wissen kann, welche Folgen sein Eifer haben wird, lähmt alles. Sie reden ständig davon, von ihrem Höher, Besser, Weiter und Schöner unserer Städte und Gemeinden, aber da niemand weiß, ob ihm sein Einsatz nicht nur wieder Ärger einbringen wird, verfallen die Städte, die Dörfer, geht es nur noch bergab. Und dann sagt ihr oberster Parteisekretär, und mehr als einen Generalsekretär haben sie ja nicht, „Führung findet nicht mehr statt“, sagt der Genosse Honecker, „wir müssen noch viel mehr aus unseren Betrieben rausholen“. Und die Arbeiter in den Betrieben schauen sich an und sagen untereinander, dass sie doch jeden Tag schon etwas aus ihrem Betrieb abzweigen und mit zu sich nach Hause nehmen, für ihre Datscha, für den kleinen illegalen, aber geduldeten Nebenerwerb. Ein Volk von Dieben. Jeder beschießt jeden. Der Meister lässt ein Brigadetagebuch schreiben, alles reine Phantasterei, damit er mit seinen Leuten zum Kollektiv der sozialistischen Arbeit ernannt wird. Der Parteisekretär berichtet, mit welchem Erfolg er die ihm

aufgezwungene Kampagne durchgeführt hat, der Betriebsdirektor meldet die hundertprozentige Planerfüllung, und alles ist ein einziger Beschiss. Nur Erfolgsmeldungen werden nach oben weitergegeben, und alle wissen, dass sie nicht stimmen. Sogar die ganz oben wissen es, dass ihre großartigen Pläne dann in einer kollektiven Anstrengung auf allen Ebenen in eine Mangelwirtschaft übersetzt werden. Sie sind nur mit dem Stopfen von Löchern beschäftigt. Aber in der Zeitung steht, dass alles bestens ist, es mit dem Sozialismus nur vorangeht. Das Selbstlob stinkt zum Himmel wie der Schmutz aus ihren alten Schornsteinen. Alle zusammen wirtschaften einen Staat herunter und keiner ist schuld. Und am Ende haben sie nur noch ein Privileg zu verteilen: Du darfst in den Westen reisen, du bekommst ein Dauervisum.

Strafe, natürlich auch Strafe, Strafe, gestaffelt von der Eintragung in die Kaderakte bis zur Gefängnisstrafe – Strafe aber wofür? Deine Klasse kann die Rote Laterne angehängt bekommen, und vielleicht bis du daran schuld, weil du nicht fleißig genug bist, nicht genug lernst, zu dumm bist oder zu frech. Deine Haare sind ihnen zu lang, und sie lassen dich von ihrer Polizei wegfangen, die dir den Kopf schert. Schneidest du dir aber die Haare selber ganz kurz, dann sehen sie auch darin wieder eine Protestfrisur. Du trägst die falschen Hosen, und erst lassen sie ihre Blauhemden los, die dir die falschen Hosen auf der Straße ausziehen, später dann darfst du sie nur in der Schule nicht mehr tragen, oder wenn du in ein Konzert hinein willst. Und dann aber machen sie einen Deal mit Mister Levi Strauss jun., und du kannst die Hosen, die sie bis eben noch bekämpft haben, am Alex im Zentrumwarenhaus kaufen. Und plötzlich treten auch die Sänger in ihrem Fernsehkanal mit den langen Haaren auf, die sie dir so lange verbieten wollten. Du liest die falschen Bücher, und damit lieferst du ihnen den Beweis, dass du vom Feind beeinflusst sein musst. Ihre Wissenschaftler jedoch, die dürfen diese Bücher lesen, die sie in ihren Giftschränken aufbewahren, und die ganz oben lesen regelmäßig die Westzeitungen, die du niemals bekommen kannst. Erst reißen sie die Fernsehantennen vom Dach, die gen Westen zeigen, dann fragen sie nur noch die Kleinen im Kindergarten, ob die Uhr in ihrem Fernseher Punkte oder Striche hat, und dann geben sie auch das auf, und ein ganzes Land verabschiedet sich vom eigenen Staat am Abend in eine freiere Welt.

Aber dann erzählst du einen harmlosen politischen Witz, und wanderst dafür auf Jahre hinter Gitter. Anderen, die ebensolche Witze erzählen,

aber passiert nichts. Alle erzählen Witze, die DDR, ein einzigartiges Witzegebiet, ein total lächerlicher Staat. Und alle reden schlecht über diesen Staat, über die Unfähigkeit der Staatspartei, du jedoch wirst plötzlich der Staatsverleumdung angeklagt, der staatsfeindlichen Hetze gar. Erst lassen sie es zu, dass du nach Sibirien abgeholt wirst, gleichzeitig verstecken sie aber ein paar ihrer Genossen vor Stalins Schergen in der Provinz. Dann wieder langen sie mit langen Haftstrafen zu, auch bei ihren eigenen Leuten, einer ihrer Verleger wird für Jahre weggesperrt, ein Philosophieprofessor sitzt zehn Jahre, der Idealist Rudolf Bahro bekommt acht Jahre aufgebremmt. Aber sie lassen es einem Professor Havemann jahrelang durchgehen, dass er tagtäglich gegen die Gesetze ihres Staates verstößt. Du sitzt deine Gefängnisstrafe ab, und plötzlich von einem Tag zum anderen wirst du entlassen, wider alle gesetzlichen Bestimmungen. Oder sie lassen dich in den Westen ausreisen, in Feindesland. Am Ende bestrafen sie dich nur noch damit, dass sie dich rundum bespitzeln lassen, deine Freunde zu ihren Mitarbeitern machen, deine Familie zersetzen. Sie verlaufen sich in ihren Aktenkilometern, am Ende sehen sie nicht mehr durch, sind sie selbst gestraft. Sie legen eine lange Liste an, wen sie alles im Notfall internieren wollen, die Liste jedoch lassen sie dann, wenn ihr Notfall eintritt, in ihren Schubladen.

Ein Horrorgemälde? In seiner Verdichtung zu diesen modellhaft hier noch einmal durchgespielten Situationen vielleicht, aber alle haben solche Situationen erlebt, alle, die in diesem Staat gelebt haben, der De DE Rrr – man beiße die Zähne zusammen, grollend und voller Wut, man lache sich nun, da es ihn nicht mehr gibt, kaputt über ihn. Einige mehr von solchen Situationen, andere weniger, viele haben sich durchgeschummelt, einige sich sehr viel Ärger eingehandelt, einige haben den ganzen unseligen Reigen mittanzen müssen, andere nur wenige dieser Zumutungen erlebt. Für die einen war's eine Ausnahmesituation, in der sie bestehen mussten oder nicht bestehen, für andere der bittere Alltag. Jeder aber ist diesem Test unterzogen worden, dem auf seine Intelligenz, seinen Charakter, darauf, wie viel an Selbstwertgefühl man in sich hat, wie viel Selbstachtung man zum Überleben braucht. Natürlich gab es diese Leute, die von Anfang an gegen die DDR waren. Alte, ehemalige Nazis, enteignete Junker und Großgrundbesitzer, Kapitalisten, die Teile der alten Bildungselite, die sich nicht mit den neuen Verhältnissen arrangieren mochten oder konnten, Kirchenkreise, aufrechte Christen beider Konfessionen. Und es gab dann auch die, die dieser Staate dann gegen sich aufgebracht, sich zu Feinden gemacht hat: die Kleingewerbetreibenden.

den, die Ladenbesitzer, das bedrohte Kleinbürgertum, die Leute, deren Kinder, weil nicht Arbeiterkinder, nicht studieren durften. Der Westen aber, das Abhauen war für all diese Menschen immer der Ausweg, bis 1961, bis zum Bau der Mauer. Und dann gab es uns, die Menschen, die an den Sozialismus glaubten, die Kinder und dann Jugendlichen, die in der DDR aufgewachsen, und in ihren Sozialismus hineingewachsen sind. Die Funktionäre dieses Staates und seiner Staatspartei und deren Nachwuchs – auch sie gerieten in Konflikte mit ihrem Staat, in Konflikte, die sich dieser Staat nur mit der Einflussnahme von außen, durch den westlichen Einfluss erklären konnte, nicht dadurch, dass auch er seine Bürger, ja sogar die Anhänger seines Sozialismus in Widersprüche verwickelte, in Konflikte brachte. Und auch das war dann ein weiterer Konflikt: die Ignoranz gegenüber den eigenen Problemen.

Zur Entwicklung der DDR haben diese Probleme den wichtigsten Beitrag geleistet, all die vielen Menschen, die in Konflikt mit ihrem Staat gerieten, weil sie eigentlich für ihn, jedenfalls von vornherein nicht gegen ihn waren. Für sie stellte sich diese Frage: sich opportunistisch anpassen, oder irgendeine Art von Widerstand leisten? Natürlich haben die meisten die opportunistische Anpassung gewählt. Wider besseres Wissen, was zu einer völligen Aushöhlung der diesen Staat tragenden Schichten führte. Die andern haben sich weggeduckt, die Nische gesucht, in der es sich auch in diesem Staate leben ließ. Und dann, und das ist wohl von der Psychologie her der Beginn des Anfangs vom Ende: Auch diese Engagierten suchen das Weite, entschwinden in den Westen, und die, die übrig bleiben, verabschieden sich innerlich vom Sozialismus. Sie kümmern sich nicht mehr um ihn. Sie ertragen ihn nur noch. Sie schaffen sich ihre Weltchen, in denen es sich leben lässt, sie verschwinden in ihren Nischen. Damit einher jedoch geht die sich immer mehr steigernde Überwachung, eine Überwachung aber, die nichts mehr bringt, die ineffektiv ist, nur Aktenkilometer produziert. Erich Honecker hat die Berichte seiner Staatssicherheit dann nicht mehr lesen wollen. Und am Ende sind auch die Parteileute an ihrem Staat irre geworden, waren sie reif für die Demokratie. Es ist dieses Unwirkliche der DDR, was an ihr, nun, da es sie nicht mehr gibt, als Staatswesen, als Gesellschaftsform, so faszinierend ist, das Unwirkliche ihrer Propaganda, an die niemand glaubte, das ihrer Erfolgsmeldungen, und zunehmend aber auch in ihrer Unterdrückung.

Aber lassen Sie uns doch das nächste Mal über die Zumutungen reden, mit denen wir heute konfrontiert sind.

## DIE DDR-GESELLSCHAFT ALS MULTIPLE PROJEKTIONSFLÄCHE

HANDLUNGSLEITENDE BEDINGUNGEN IN DER  
„KONSENSDIKTATUR“ UND IHRE FOLGEN

*Karl-Siegbert Rehberg*

### EINLEITUNG

Wie die DDR „schmeckte“, vermag ich kaum zu sagen. Der westdeutsche Gourmetpapst Wolfgang Siebeck von der *ZEIT* meint immerhin zu wissen, wie es in Ostdeutschland schmeckt, nämlich infolge sozialistischer Kochkünste gar nicht: Seine erste Begutachtungsreise nach 1990 brach er jedenfalls erfolglos ab. Ich könnte eher sagen, wie die DDR roch, erinnere mich noch an die sattem bekannteren Reinigungsmittel, mehr noch aber an das durchdringende Braunkohleflair jenseits der unsichtbaren Geruchsgrenze bei Eisenach – bei meinem ersten Ausstieg aus dem Flugzeug in Dresden glaubte ich fälschlich, ein Großfeuer zu identifizieren.

Meine Wahrnehmungschancen waren allerdings auch nur gering ausgeprägt. 1969 geriet ich bei meinem ersten Besuch in der Hauptstadt der DDR versehentlich *Unter den Linden* in die Aufmarschgruppen zur Parade anlässlich des zwanzigsten Geburtstages des sozialistischen Staates und hatte in den wenigen Minuten, ehe mir Volkspolizisten er-

laubten, die Jubelstrecke als Unbeteiligter wieder verlassen zu dürfen, doch Gelegenheit, manche ambivalente Motivation oder nur mühsam kaschierte Unlust von Transparentträgern wahrzunehmen. Vor allem Arbeiten im Leipziger Universitätsarchiv erlaubten mir 1979 dann einen etwas intensiveren Kontakt mit der Stagnationsgesellschaft, die für mich durch eine auf allen Ebenen sichtbar werdende Doppelbödigkeit gekennzeichnet war: Schnell bemerkte man die Existenz einer zweiten Wirklichkeitskodierung, etwa mit Blick auf die Diskrepanz von Presseveröffentlichungen oder Ermutigungsparolen und dem, was die Menschen erlebten. Bei Kontakten mit Wissenschaftlern bemerkte ich die schon von einem resignativen Zynismus begleitete Bereitschaft, den geforderten Parolen eigene Texte nachzuschreiben (wie damals gerade über „Luther und den Frieden“). Und am meisten waren für mich die unterschiedlichen Reaktionsformen beunruhigend und deprimierend, die einem entgegengebracht wurden, je nachdem ob man als Devisenträger mit D-Mark schon identifiziert worden war oder noch nicht.

Hinzu kommt eine strukturelle Besonderheit, für die es kein historisches Beispiel geben dürfte: Vor allem durch das Fernsehen ‚lebten‘ viele DDR-Bürger medial in einer Gesellschaft, welche die meisten von ihnen erst im Rentenalter hätten besuchen können. Nachrichten, Unterhaltungsshow, die ganzen Konsumwelten des Westens, Politik und Sport kamen ins eigene Wohnzimmer, und selbst im „Tal der Ahnungslosen“<sup>1</sup> war man begierig, von alledem zu hören und zu sehen.

Da es mir an genuinen Erfahrungen gleichwohl weitgehend fehlt, möchte ich bei meinen skizzenhaften Beobachtungen vor allem von der Zeit nach 1992 ausgehen, in der ich als Soziologe nach Dresden kam. Damals wurde ich mit zwei Schlüsseltopoi zur Kennzeichnung der neuen Zustände konfrontiert: Der erste hieß *Beschleunigung*. Dies hing mit der plötzlichen Füllung der breit angelegten Straßen mit Autos zusammen, mit der neuen grenzüberschreitenden Mobilität, mit der Verdichtung der Nachrichtenmassen und medialen Reizüberflutung. Jedoch drückte sich in dieser überall thematisierten Wahrnehmung auch etwas von den dramatischen Strukturumbrüchen aus. Durch den Zusammenbruch der DDR-Wirtschaft gingen in kürzester Zeit, von 1989 bis 1993, vier Millionen Arbeitsplätze verloren.<sup>2</sup> Schon seit der ersten Weltwirtschaftskrise haben die Soziologen beobachtet<sup>3</sup>, dass sich das Leben in der Arbeitslosigkeit nach sozialen Abstiegen und Positionsverlusten tatsächlich deutlich verlangsamt – übrigens sogar die körperlichen Bewegungen der Betroffenen.<sup>4</sup>

Die Wirkungen waren umso einschneidender, als die DDR nicht nur eine „Arbeitsgesellschaft“ war wie die anderen industriellen Gesellschaften auch, sondern – wie Wolfgang Engler formulierte – eine „arbeiterliche“ Gesellschaft<sup>5</sup>; ich würde lieber sagen: eine Arbeitsplatzgesellschaft. Im Betrieb wurden neben den Produktionsabläufen politisch-gesellschaftliche Arbeit ebenso wie die (nicht nur „private“) Lebensgestaltung, persönliche Beziehungen und die besonders für die doppelt belasteten Frauen wichtige Alltagsbewältigung organisiert, eingeschlossen die Vermittlung von Kinderkrippenplätzen, Urlaubszuweisung und Kulturkonsum. Im Zentrum des Lebens stand also eine an die Arbeit gebundene gesellschaftliche Kooperation, die selbst vergemeinschaftend wirkte – ein Aspekt, der nicht übersehen werden darf, wenn man verstehen will, weshalb der Zusammenbruch des Beschäftigungssystems über alle ökonomischen Folgen hinaus derart immobilisierende und Resignation fördernde Folgen hatte.

Damit bin ich auch schon beim zweiten Topos der damaligen Situationsdeutungen, nämlich dem beklagten *Gemeinschaftsverlust*.<sup>6</sup> Nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus zeigte sich, dass dieses System durchaus eine nachträglich oft verklärte Gemeinschaftslegierung aufwies, welche nach 1990 die Differenzwahrnehmung schärfte: Das bundesdeutsche „System“ erschien jetzt als „Gesellschaft“ *per se*, Ostdeutschland hingegen wie ein Reservat nicht nur wunderbar unbegradigter Feldwege, sondern als Hort der „Gemeinschaft“, die in Deutschland in diesem an Schrecken nicht armen 20. Jahrhundert gerne als „Notgemeinschaft“ verklärt wurde und Bindung im Leiden versprach (eine sogar protestantisch rechtfertigbare Mischung menschlichen Glücks). Während man gemeinsam hohe Grade einer Virtuosität in der Bewältigung von Alltagssituationen erreichte, gab es zugleich doch keine Ansätze zur Selbstorganisation, fühlte man den dagegenwirkenden Druck der latenten oder offenen Kontrolle. Eigeninitiative erwies sich eher als Gefahrenquelle des Überlebens.

Aber ich will nicht nur von meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen ausgehen, vielmehr auch von wissenschaftlich gesammelten: Schon 1993 begann ich, Künstlerinnen und Künstler zur Veränderung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen in der (erstmalig von Egon Krenz am 18. Oktober 1989 so benannten, dann durch einen *Spiegel*-Titel begrifflich popularisierten) „Wende“ zu befragen. Vor allem hatte ich besser verstehen wollen, in welche Gesellschaft ich da gegangen bin.

Bald schon erwies sich das kulturelle Handlungsfeld als Schlüssel für Einsichten in den Transformationsprozess, mehr noch aber für die Rekonstruktion der gesamten DDR-Gesellschaft. Auch aus diesem Zusammenhang will ich einige synthetisierende Beobachtungen zur Deutung des mir gestellten Themas schildern.

### **KULTUR VERSUS ZIVILISATION UND DER SINNVORLUST DER KÜNSTE**

Konfrontiert war man nach 1990 mit einem Kulturmilieu, das durchaus an einen älteren deutschen Dualismus erinnerte: Ich meine die Entgegensetzung von „Kultur versus Zivilisation“, wie sie in der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit antiwestlichem Affekt von großen Teilen des deutschen Bildungsbürgertums entwickelt worden war, nur dass nun die „wahre“ Kultur unter den Bedingungen der östlichen Abschließung habe überleben können, während ihre kommerzielle und mediale „Verflachung“ dem Westen zuzuschreiben sei. Nun waren nicht mehr nur Chicago oder London Beispiele für die „Konsumzivilisation“, sondern man konnte das „Geldmenschtum“ jetzt schon in Stuttgart, Köln oder Hamburg vermuten.

Jedenfalls war in den staatssozialistischen Gesellschaften eine merkwürdige Gleichzeitigkeit von Fortschrittspathos und Traditionalismus entstanden. Im Verhältnis zu den Entgrenzungen des Kunstmarktes und der medialen Vermittlung künstlerischer Prozesse und angesichts der (für kurze Zeit übrigens auch in der Sowjetunion wirksamen) Avantgarden erschien etwa der „Kulturfeudalismus“ der DDR als merkwürdiger Anachronismus. Auch das prägte Habitusformen und objektivierte sich im Projekt des – wenn man so sagen darf – sozialistischen „Kunststaates“. Den begriff ich erst, als mir fast alle Dresdner Künstlerinnen und Künstler – alt oder jung, männlich oder weiblich, gegenständlich oder abstrakt malend, einstmals „staatsnahe“ oder mit einer gewissen Distanz zu den Verhältnissen unter Walter Ulbricht und Erich Honecker bis hin zu künstlerischen Gegensätzen und dissidentischen Positionen – übereinstimmend sagten, dass Kunst in einer pluralistischen Gesellschaft ihren Sinn eingebüßt habe. Jetzt gehe es bloß noch um Unterhaltung oder um die kulturell-ästhetische Ausstattung der Gesellschaft (bis hin zu Banken und Autohäusern). Der Intendant des Dresdner Staatsschauspiels, Dieter Görne, illustrierte das so: Wenn man in der DDR eine Zeile aus einem Theaterstück weggelassen oder verändert hatte, sei „drüben bei

Modrow“<sup>7</sup> etwas los gewesen, während man heute das ganze Stück weglassen könne, ohne dass dies jemanden rühren würde. Erklären lässt sich diese Einmütigkeit wohl dadurch, dass der zentrale Sinn eines Gesellschaftsprojektes zerbrochen war, das die Künste selbst dort noch „adeltete“, wo sie kontrolliert und bekämpft wurden.

Keinesfalls dienten die Künste in der DDR, welche zuerst ein „Erziehungsmittel“ sein sollten, nur der Propaganda. Vielmehr waren sie für das Projekt der „neuen“ Gesellschaft von großer Bedeutung. Und es galt diese Hochschätzung nicht nur für diejenigen Gruppen, die ich als „Refugiumsbürgertum“ bezeichnet habe<sup>8</sup> und für die Uwe Tellkamp mit seinem preisgekrönten Roman *Der Turm* (2008) ein literarisches Selbstzeugnis vorgelegt hat – aber das ist nun wiederum ein anderes Thema.

### **PARADOXIEN**

In alledem zeigt sich, dass die staatssozialistischen Länder einen eigenen, wesentlich durch Differenzsetzung bestimmten Weg der „Modernisierung“ beschritten hatten, der durch vielfältige *Paradoxien* gekennzeichnet war: Es handelte sich um eine traditionalistische Form der Traditionszerstörung, um eine hierarchisch durchgesetzte Egalisierung (der „Genosse Professor“ war eine Karikatur des Zusammenspiels von Gleichheitsanspruch und Hierarchiesehsucht), um eine heilsgeschichtlich aufgeladene Profanisierung und eine Politisierung aller Lebensbereiche, durch welche „Politik“ zerstört und der Rückzugs-Privatismus gefördert wurde. Ähnlich widersprüchlich erschien, was der Soziologe Wolfgang Engler als „selbstdestruktive Zivilisierung“ im Gegensatz zu „reflexiver“ charakterisiert hat, nämlich das „antagonistische Auseinanderfallen von Form und Inhalt, Resultat und Prozedur: *rohe Dämpfung der Leidenschaften, gewaltsame Erziehung zur Friedfertigkeit*“.<sup>9</sup>

Übrigens erwiesen sich auch die Studierenden nach dem Mauerfall noch als wirklich „ontologisch“ – wie ich das aus der Nachkriegszeit, noch bis in die Jahre der Studentenrevolte hinein, auch aus Westdeutschland kenne. Gemeint ist die Sicherheit, dass eine objektiv gegebene Welt durch unverrückbare und gesetzmäßige Wahrheiten zu erkennen sei, woraus folgte, dass man nach dem Zusammenbruch des Marxismus-Leninismus zuerst nach einer neuen, singulären Wahrheit suchte.

## PSYCHOGENETISCHE DEUTUNGEN

### Engler: Die zivilisatorische Lücke

Nach dem Ende des vierzigjährigen „Tierversuchs am lebendigen Menschen“ (Wolf Biermann) blühten die sozialpsychologischen Deutungen der gerade überwundenen Vergangenheit auf: 1992 legte der an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ in Berlin lehrende Wolfgang Engler „post mortem“ eine Studie über die Mentalitätsgeschichte der DDR vor. Schon als es diese noch gab, hatte er ein großes konzeptionelles Interview mit dem Soziologen Norbert Elias durchgeführt<sup>10</sup>, dessen Hauptwerk *Über den Prozeß der Zivilisation*<sup>11</sup> den Zusammenhang von Machtzentralisierung und einer Pazifizierung des Verhaltens (zuerst des Kriegsadels durch dessen „Verhöflichung“) aufzuzeigen versuchte. Elias' These war es, dass die Menschen schon im Zeitalter der „absoluten Monarchie“, erst recht in der Moderne und nach dem revolutionären Bruch mit der Königsherrschaft zunehmend durch Selbstbeobachtung und Selbstzwänge in die Gesellschaft integriert würden. Das löse bloß von außen kommende Zwänge zunehmend ab, Befehle würden durch Normen und diese durch wertgebundene Einstellungsbe-reitschaften abgelöst. Engler stellte damals die These auf, dass die DDR hinter den vergleichbaren Entwicklungen „westeuropäischer“ Gesellschaften zurückgeblieben sei, was er als ein Modernisierungsdefizit, als „zivilisatorische Lücke“ deutete.

Auf den ersten Blick erschien die Politisierung der gesamten Gesellschaft, somit auch des Privaten, nur als „äußerliche Anpassung der Individuen an die ‚Verhältnisse‘“<sup>12</sup>, woraus aber mehr und mehr Formen des Verdachtes, des ängstlichen Abrückens oder des Streites bis hin zum offenen Bruch innerhalb der persönlichen Beziehungen gefolgt seien – also existentielle Erschütterungen, welche über passive Anpassung weit hinaus gingen: „Eltern verstießen ihre Kinder, die jede Hoffnung verloren und sich zur Auswanderung entschlossen hatten; Ehepaare und Freunde entfremdeten sich [...]. Bis zuletzt verschafften sich die Regeln, die Ge- und Verbote des machtbesetzten öffentlichen Austauschs im Privatverkehr Geltung“ – private Ordnungsbedürfnisse und staatliche Disziplinierungsstrategien gingen „ein fatales Bündnis“ ein.<sup>13</sup>

Engler diagnostizierte rückblickend eine im Osten nach den langen Zeiten autoritärer Regimes von der NS-Diktatur bis zur SED-Herrschaft entwickelte „Fremdzwangdominanz“, womit dann nach der „Wende“ auch eine schnelle Zunahme von Gewaltdelikten zu erklären sei: „Mit jedem Tag sehen wir es deutlicher: Je unumschränkter das autokratische [...] Zivilisierungsmuster in den einzelnen sozialistischen Gesellschaften herrschte [...], desto größer, gewaltsamer und zerstörerischer ist die Energie, die die entstrukturierte Gesellschaft [...] freisetzt“.<sup>14</sup>

### Maaz: Der Gefühlsstau

Zwei Jahre zuvor war auch ein Psychogramm der DDR erschienen, das der Hallenser Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz unter den Titel *Der Gefühlsstau* gestellt hatte, wobei er nicht einseitig nur von der manipulativen Drohgestalt des Staates ausging, sondern umgekehrt davon, dass dieser „auch ein Abbild unserer psychischen Strukturen“ sei, dass er etwas „äußerlich ins Bild gesetzt“ habe, „was wir in unserem Inneren nicht sehen und wahrhaben wollten [...]: Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient!“<sup>15</sup>

Gegen Repression und Mangel hätten sich Formen der Entfremdung, besonders der „Blockierung der Emotionalität“, schließlich sogar der „Spaltung der Persönlichkeit“ entwickelt: Der „durchschnittliche DDR-Bürger zeigte eine Fassade von Wohlanständigkeit, Disziplin und Ordnung. Er war freundlich, höflich (damit kann Maaz etwa die in der Gastronomie Arbeitenden wohl kaum gemeint haben; K.-S.R.) und beflissen [...], überwiegend zurückgehalten, kontrolliert, vorsichtig und gehemmt. Unter dieser zur Schau getragenen Maske schmorte ein gestautes Gefühlspotential von existentiellen Ängsten, mörderischer (?) Wut, Hass, tiefem Schmerz und oft bitterer Traurigkeit, das aus dem Bewusstsein und von der Wahrnehmung ausgeschlossen blieb“.<sup>16</sup>

### Kulturschock und Stereotype

Jenseits derart problematischer Kollektivpsychologien war doch auffällig, dass es nach der Wiedervereinigung zu einem in dieser Radikalität noch nie beobachteten, schockartigen Handlungsverzicht kam: Zu beobachten war ein fast vollständiger Rückgang von Geburten, Heiraten und Scheidungen, ein „Totstelleffekt“, der sogar dramatischer war als in der Großen Depression der Weltwirtschaftskrise oder während der beiden Weltkriege

(zum Beispiel fiel die Geburtenrate von 1990 auf 1991 um 40 Prozent, um weitere 19 Prozent im nächsten Jahr und nochmals um 8 Prozent bis 1993).

Der Umbruchbegeisterung folgten nicht immer leichte Begegnungen der einstmaligen „Brüder und Schwestern“ mit den „Wessis“. In der überraschend schnellen Entwicklung negativer Stereotype zeigte sich so etwas wie eine populäre Alltagspsychologie: „Horden vorsintflutlich gekleideter und seltsame Dialekte sprechender“<sup>17</sup> Menschen waren anfangs noch aufs Herzlichste begrüßt worden, bald jedoch wurden sie zu Projektionsfiguren, denen eine gänzlich verschiedene Mentalität unterstellt wurde. In jener Novembernacht, in der die Deutschen wirklich ein „einig Volk von Brüdern“ waren, umarmten „Westler in neonfarbenen Skiblousons [...] Ostler in mondverwaschenen Jeans-Kombinationen“ und „der Rest des Volkes starrte mit offenem Mund auf den Fernseher, denn eigentlich hätte an diesem Abend nur der VfB Stuttgart [...] gegen Bayern München spielen sollen. Vom Mauerfall stand nichts in der ‚Funk-Uhr‘.“<sup>18</sup> Kaum jemand hätte damals erwartet, dass zwölf Jahre später aus der niedergerissenen Mauer ein Graben geworden zu sein scheint. Viele der gegenseitigen Klischees folgten einem Kommunikationsschock: „Westler sind angeberisch, um Selbstdarstellung bemüht, besserwisserisch und materialistisch (!); Ostler sind faul, unselbständig, undankbar, zu langsam“. Deswegen gebe es auch die Unterstützung der PDS, weil sie das Einzige sei, „was die im Westen erschreckt, während sich der Wessi ratlos fragt ‚spinnen die?‘“.<sup>19</sup> An prominenten Beiträgen zur Produktion von Vorurteilen fehlte es jedenfalls nicht: Friedrich Merz wollte als CDU-Fraktionsvorsitzender nach den Wahlerfolgen der PDS dem „trotzig-pubertären Lümmelvolk im Osten das Taschengeld entziehen“<sup>20</sup> und Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber machte im Bundestagswahlkampf 2005 Stimmung gegen die „Frustrierten“ aus dem Osten, die nicht noch einmal über das Schicksal Deutschlands bestimmen dürften. Es war dies auch die Zeit, in der Jörg Schönbohm, CDU-Innenminister des Landes Brandenburg, den entsetzlichen Fall der neunfachen Tötung neugeborener Kinder durch ihre Mutter der „erzwungenen Proletarisierung“ ihrer DDR-Sozialisation andichtete.<sup>21</sup>

In den Vorurteilsformeln zeigen sich immer auch Selbst- oder Fremdschreibungen hinsichtlich der Verhaltensstile im geteilten Deutschland. „Besser-Wessi“ und „Jammer-Ossi“ wurden sofort zu verbreiteten Schlagworten, die bis heute nachwirken. Schon im Herbst 1992 erschienen die Westdeutschen als „arrogant, überheblich und angeberisch“, als „ober-

flächlich, gestellt und gestylt“, als „ich-bezogen, egoistisch, selbstsüchtig und gefühllos“. Und es wurde dies noch dadurch bestätigt, dass viele Ostdeutsche sich selbst als „naiv, gutgläubig und harmlos“ empfanden, als „vertrauensselig, schüchtern, unerfahren“ oder „hilflos und primitiv“, oft sogar als „verbissen, geduckt und unsicher“, als Menschen also, die „mit gesenktem Kopf gehen“. Die Schriftstellerin Monika Maron sprach von „peinlicher Beflissenheit“, von „Dumpfheit und Duldsamkeit“, von „Duckmäuserei und ihrem feigen Ordnungssinn“.<sup>22</sup> Das mochte zu jenem Demonstrationsplakat passen, mit dem Bundeskanzler Kohl bei seiner berühmten Rede vor der (damals noch!) Ruine der Dresdner Frauenkirche angefleht worden war: „Helmut nimm uns an der Hand und führ uns ins Wirtschaftswunderland.“<sup>23</sup>

Faul und „unsagbar spießig“ fand man die Ostdeutschen, die sich laut *Infas* 1990 zu 85 Prozent als „fleißig“ verstanden, während nur 34 Prozent der Westdeutschen das glaubten. Beliebigermaßen ließen sich die Beispiele fortsetzen: Ostdeutsche beurteilen Westdeutsche als „lehrerhaft“, „arrogant“, „egoistisch“, „karrierebewusst“, „versnobt“, mit „Ellenbogenmethode“, während man an den Ostdeutschen aus westlicher Sicht Passivität und ein Übermaß an Konformismus zu entdecken glaubte. 73 Prozent der in Westdeutschland Lebenden stimmten der Meinung zu, die ein unsäglich simples Buch zu einem Kurzzeitbestseller gemacht hatte: *Arbeiten wie bei Honecker, leben wie bei Kohl*.<sup>24</sup> Darin waren die Ostdeutschen von Thomas Roethe als lernunfähige Faulpelze beschimpft worden, woraufhin ein Bürgermeister ihn wegen „Volksverhetzung“ verklagte und eine Landesregierung gegen seinen Auftritt im Fernsehen intervenierte. Oder: Furore machte das in Frankfurt an der Oder geschriebene Erlebnisbuch einer aus Westdeutschland zugezogenen Hausfrau<sup>25</sup>, die ihre verdrossenen Nachbarn so wenig verstehen konnte wie die in Trainingshosen erscheinenden Besucher oder Leute, die sich irritiert von Tortellini abwenden, weil sie Bockwürste vorziehen – all das blieben nicht bloß lokale Ärgernisse.

### Unverständnis für den Umbruch

Rückblickend mag vor allem erstaunen, dass die Westdeutschen die durchdringenden psychischen Folgen eines Systemzusammenbruchs in keiner Weise antizipiert und bis heute kaum verstanden haben, obwohl doch die westliche „Therapiegesellschaft“ von Alltagspsychologismen und einer trivialisierten Psychoanalyse nachgerade durchdrungen scheint.

Unverständlich blieb, warum die „gelernten DDR-Bürger“ nicht froh und umstandslos den westlichen Lebensstil adaptierten. Es war naiv, zu glauben, dass man Verhaltensweisen und Denkstile einfach anpassen könnte wie die Verkaufszahlen von Autos.

Immer waren die beiden deutschen Staaten zueinander Projektionsflächen gewesen, obwohl sich die Bürger der alten Bundesrepublik für die „graue DDR“ kaum interessiert hatten. Zwischen 1956 und 1984 sank beispielsweise die Zahl derer, die eine Wiedervereinigung wünschten von 65 Prozent auf nur noch 28 Prozent, während die Zahl derer, die sagten, man solle „abwarten“, von 25 Prozent auf 58 Prozent stieg.<sup>26</sup> Es waren dies nicht nur subjektive Befindlichkeiten, sondern die DDR-Forschung wurde in dieser Zeit oft der bloßen Parteilichkeit bezichtigt und die Spezialisten, die ursprünglich im Auftrag der Bundesregierung Szenarien für eine mögliche Wiedervereinigung und was danach zu geschehen habe, ausarbeiten sollten, erschienen zunehmend als „Kalt-Kriegs-Wissenschaftler“; jedenfalls gab es seit Ende der 1960er Jahre keine systematische Berichterstattung und Maßnahmenplanung auf westdeutscher Regierungsebene mehr.<sup>27</sup> Die Westdeutschen waren zunehmend mit eigenen Problemen befasst (seit der ersten Rezession in den 1970er Jahren auch mit solchen des Arbeitsmarktes), und sie befanden sich in einem Modernisierungs- und Verwestlichungsschub, während es in Ostdeutschland zur gleichen Zeit eine Phase der ermüdeten Hoffnungslosigkeit gab und damit verbunden eine Intensivierung staatlicher Kontrollen. Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, welcher die Bedeutung des Symboljahres „1968“ im Osten bestimmte (während die westliche Studentenrevolte im „Pariser Mai“ ihr Symbol fand), hatte sich der Sozialismus als nicht reformierbar erwiesen; erst mit Michail Gorbatschows *Perestroika* stellten sich neue Hoffnungen ein.

### „KONSENSDIKTATUR“

Will man das Verhältnis von autoritärer Ordnungsherstellung und der Entwicklung von Freiräumen samt der damit verbundenen Einstellungen für die Honecker-Zeit verstehen, muss man sich die Ambivalenzen eines Systems deutlich machen, in dem die gesellschaftliche Überwachung – vor allem durch die deshalb auch nachträglich so bedeutsamen Organe der Staatssicherheit – enorm ausgebaut wurde, gerade weil 1971 „Weite und Vielfalt“ versprochen worden waren. Diese Widersprüche und (verdrängten, unterschwellig umso wirksameren) Spannungserhöhungen

wurden mit einer pathologisch gesteigerten *Konsensserzwingung* überspielt. Florian Havemanns poetische Verdichtung einer Art Zumutung, welcher man sich nicht entziehen kann, belegt das eindringlich.

Eine „totalitäre Diktatur“ war die DDR in den letzten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens nicht, und doch gab es auch nach der Überwindung des Stalinismus keine *ausdrückliche* Abkehr vom „Totalitären“, wohl aber – um an Max Webers herrschaftssoziologische Kategorie anzuknüpfen – dessen „Veralltäglichung“.<sup>28</sup> Der offenen Angst vor der Auslöschung der Person folgten die latenten Ängste vor unterschiedlichsten Sanktionierungen. Am wichtigsten war, dass der Terror zunehmend durch eine Verinnerlichung entdramatisierter Konsenszwänge abgelöst wurde: Das soll *Konsensdiktatur* heißen.

Die von vielen Menschen in Ostdeutschland heute schmerzlich empfundenen Konsensdefizite weisen noch auf Strukturen des DDR-Alltags zurück. Konsens braucht es in allen sozialen Beziehungen; problematisch wird es nur, wenn er zwanghaft erzeugt wird (wie etwa in einer pathologischen Familiensituation). Zu unterscheiden sind ein *ethnozentrischer Homogenitätskonsens* von einer auf Übereinstimmung beruhenden Garantie geschützter Verschiedenartigkeit (*Pluralitätskonsens*).

Beispiele eines erzwungenen Konsenses kann man für viele Lebenszusammenhänge in der DDR finden, so vielfältig auch im Bereich der Künste. „Am Ende der DDR“, so wandelte der Dresdner Maler Hubertus Giebe ein Wort Sascha Andersons (der es wissen musste) ab, „waren die verbliebenen doktrinären Apparatschiks faktisch vor sich selbst auf der Flucht.“<sup>29</sup> Und dann blieben oft nur noch der protokollarische Schein und fiktive Konsens übrig. Das galt schon während der 1980er Jahre für das Auftragssystem: Der – wie einstmals Ralf Winkler (A.R. Penck) oder Peter Herrmann – zu den Künstlerfreunden um Jürgen Böttcher-Strawalde gehörende Dresdner Maler Peter Graf beispielsweise erhielt 1984 den Auftrag, für 2.400 Mark ein Arbeiterporträt zu malen. Bei der Abnahme wurde moniert, das Werk zeige Schriftzeichen (etwa gar „Solidarność“?). Es handelte sich jedoch um eine ebenfalls beanstandete Widmung an den Malerfreund Peter Herrmann. Das Bild war für eine Gemeinschaftsausstellung von Dresdner und Leningrader Künstlern im Dresdner Albertinum vorgesehen und in den Katalog bereits aufgenommen worden. Gleichwohl fand der Maler es bei der Ausstellungseröffnung nicht vor und wurde nachträglich darüber informiert, dass einige Kunstfunktionäre auf

seinem Arbeiter-Selbstporträt den „antifaschistischen Schutzwall“ angedeutet (oder vielleicht sogar als „böartigen Zaun“ ironisiert) sahen. Dabei hatte der Künstler wahrscheinlich nicht die Mauer im Sinn, sondern wollte nur sich selbst als „Arbeiter“, nämlich als Gabelstaplerfahrer vor den entsprechend aufgeschichteten Paletten, ins Bild bringen. Diesen „Brotberuf“ musste er ausüben, nachdem er in den Verband Bildender Künstler der DDR (VBK) nicht aufgenommen worden war, also keine Steuernummer und somit keine legitimierte Künstlerexistenz zugestanden bekam. Jedenfalls wollte man mehr in das Bild hineinsehen und vermutete eine „negativ-politische Aussage“. Interessant für den Konsensmechanismus ist es nun, dass der ratlos-wohlmeinende Leiter des Bezirksbüros für Bildende Kunst, nachdem der Künstler zu Kompromissen nicht bereit war, sich (und ihn) dadurch aus der Affäre zog, dass er das Bild schließlich nicht abnahm, sich als Äquivalent für die bezahlten Honorar-Raten jedoch vier unpolitische Arbeiten – etwa „Frau auf Sofa“ – geben ließ. Im Protokoll wurde dann konsensuell-verdeckend vermerkt (und man erinnere sich, es sollte ein „Arbeiterporträt“ sein, also das immer noch am höchsten geschätzte Sujet): „Der Auftrag ist damit zur Zufriedenheit beider Partner erfüllt.“<sup>30</sup>

Aber die konsensuelle Konfliktvermeidung konnte auch zynische Formen annehmen. Im Rahmen des Großauftrages zur Ausgestaltung des Leipziger Neuen Gewandhauses war nach einer entsprechenden „bildkünstlerischen Direktive“ von 1976 und gegen den Willen des Architekten Rudolf Skoda eine Ausmalung des Foyers in Auftrag gegeben worden. Bernhard Heisig hatte die Arbeiten zu koordinieren. Neben einer Bildergalerie – zu der Wolfgang Mattheuer, Gerhard Kurt Müller und Werner Tübke „Gemälde zum Generalthema im eigenen Auftrag (!) schaffen sollten“<sup>31</sup> – kam es zur Ausmalung des Foyers durch den Heisig-Schüler Sighard Gille, der die 712 Quadratmeter des Saalunterbodens mit einem Deckengemälde ausfüllte und sich von Gustav Mahlers sinfonischer Dichtung „Das Lied von der Erde“ anregen ließ. Nun hatte aber auch ein zweiter Maler daran mitwirken sollen, dem – nachdem eine einheitliche Komposition mit Gilles Bild scheiterte – die Gestaltung der zentralen Wand für einen Fries übertragen wurde. Heute sieht man an dieser Stelle ein merkwürdig deplatziertes Holz-Paneel, das in seiner biederen Gutbürgerlichkeit in keiner Weise zu den über dem Raum flutenden Expressionen der Deckenmalerei Gilles und zu dem Gesamtbau als einem Juwel der DDR-Moderne passt. Dies ist die Spur eines aufschlussreichen Falles gängelnder Zensur. Hinter der Verschalung verbirgt sich nämlich das

unvollendet gebliebene, u.a. von Francisco de Goya, Max Beckmann und Karl Hofer beeinflusste Triptychon „Welttheater“, das der inzwischen verstorbene, aus der „Leipziger Schule“ kommende Maler Wolfgang Peuker sehr zur Unzufriedenheit seiner Auftraggeber geschaffen hatte. Er wollte einen 22 Meter langen Maskenzug meist nackter Figuren zeigen, der kaum an Karneval oder theatralisches Rollenspiel erinnern, vielmehr Assoziationen an existentielle Unsicherheit, Trauer, überhaupt an *Vanitas*-Motive wecken sollte. Das waren nicht die Gestalten, mit denen der Chef des Gewandhausorchesters, Kurt Masur, und die sozialistischen Kulturfunktionäre das festlich gestimmte Konzertpublikum – geradezu körperlich – konfrontiert sehen wollten. Der Künstler ahnte Böses und signierte die Arbeit schon vor der Fertigstellung. Für die DDR als „Konsensdiktatur“, in der von den weichsten Anpassungszwängen bis zur rigidesten Unterdrückung zumeist versucht wurde, die Zustimmung jener zu erhalten, die einer restriktiven Maßnahme unterworfen wurden, passt es nun, dass man dem Maler Peuker nach der Beseitigung seines Bildes – von der er nicht unterrichtet worden war – offiziell mitteilte, das „Zudecken des Gemäldes (dient; K.-S.R.) lediglich dessen Schutz vor Schmutz und möglicher Beschädigung“. Vielleicht trifft zu, dass der mit der Beseitigung beauftragte Anstreicher Sighard Gilles Rat befolgt hat, das Peukersche Gemälde nicht nur mit grauer Latexfarbe, sondern darunter mit einer schützenden Schlammkreide zu überpinseln.<sup>32</sup> So ist bis heute unklar, ob das Werk rekonstruierbar wäre. Jedenfalls ist dies ein anschauliches Beispiel dafür, wie die repräsentative Sichtbarkeit (der Deckengestaltung) und die ins Unsichtbare verbannte, jedoch latent wirksam bleibende ästhetische Abweichung (eine Entwurfsskizze der Peukerschen Figurenfolge ist heute zu sehen) gleichermaßen ein großes Auftragswerk mitdefinieren. Darin zeigt sich noch immer die Idee eines wahrlich staatlichen Mäzenatentums, aber auch der obrigkeitsstaatliche Autoritarismus und schließlich sogar dessen Verdeckung durch einen erzwungenen „Konsens“.<sup>33</sup>

Das Muster einer pazifizierenden Vereinnahmung auch der Abweichler lässt sich für die späte DDR auch im Umgang mit zunehmend autonom werdenden Jugendszenen beobachten, soweit sie sich in Habitus und Selbstsymbolisierung bewusst den sozialistischen Normalitätsvorstellungen widersetzen und den gesellschaftlichen Konsens partiell aufzukündigen suchten. Ein Beispiel sind die Integrationsbemühungen um die Punks. Diese hatten sich seit Beginn der 1980er Jahre in der gesamten DDR (mit regionalen Schwerpunkten in Berlin und Leipzig) etabliert und

vor allem im Rahmen der offenen Jugendarbeit der evangelischen Kirche eine Nische gefunden. Aufgrund des auffallenden Äußeren, „asozialer“ Lebensweise, aber auch der Politisierung (vor allem durch die Überschneidung mit der Friedensbewegung, die sich durch die Bindung an die Kirche ergab) kam es schon bald zu Beobachtung und Zersetzungsmaßnahmen durch das Ministerium für Staatssicherheit. Dieses schrieb den „negativ-dekadenten Jugendlichen“, die meist durch ihr Outfit gekennzeichnet waren, welches „Züge der Entartung und Asozialität“ aufwies, „eine politisch negative Grundeinstellung zur sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung“ zu, die sich in der „Identifizierung mit bürgerlichen Freiheitsauffassungen, pseudopazifistischen und teilweise linksradikalem Gedankengut und dessen Propagierung zeigt“.<sup>34</sup>

In den folgenden Jahren waren vor allem die Protagonisten von Punkbands, aber oft genug auch bloße Angehörige der Szene massiver Verfolgung – bis hin zur Verhaftung – ausgesetzt.<sup>35</sup> Für die Kunstszene vollzogen sich ähnliche Konflikte im Bereich der Aktionskünste und Performances. Die hatten wenige Jahre zuvor zwar auch in Westdeutschland noch Empörung hervorgerufen, wirkten in der DDR jedoch besonders schockierend: Die Realität lebender Körper als ‚Kunstwerke‘ war dann doch ein wenig zu viel ‚Gegenständlichkeit‘ für die sozialistisch-realistische Ästhetik und deren normative Forderung nach ebendieser. Diese subversiven Bewegungsformen waren Objekt der letzten Feindsetzung durch die Kunstfunktionäre, nachdem der lähmende Formalismusstreit sich weitgehend selbst erledigt hatte. Und doch gab es auch hier eine Konsenssuche; so fand 1989 anlässlich der letzten Berliner Bezirksausstellung und einer für dreißig Tage dazu parallel laufenden „Permanenten Kunstkonferenz“ (Trotzki lässt grüßen!) in der Berliner Galerie „Weißer Elefant“ eine Präsentation der Aktionskünste statt, von der Westkünstler allerdings halb ausgeschlossen blieben.<sup>36</sup> Jürgen Kuttner bewertete das damals resümierend und rhetorisch geschickt als „Erfolg – auch und gerade – des VBK“: „Die Grenzüberschreitungen sind also da!“ konstatierte er in seinem kenntnisreichen Verteidigungspapier, das sogar – Nobilitierungskriterium für die Künste in der DDR – Aufträge an Konzept- und Performancekünstler empfahl.<sup>37</sup>

Auch die vielgepriesene und nun durch Bundestagsbeschluss durch ein Denkmal zu ehrende „friedliche Revolution“ hängt mit Konsensstrukturen zusammen, denn der Begriff bezeichnet den Gewaltverzicht der Demonstrierenden, war als historisches Faktum aber nur dadurch möglich, dass

die staatlich verfügbaren Gewaltmittel nicht ausgespielt wurden. Dazu haben das in der DDR geschaffene Klima und die durch Konsensfiktionen mitproduzierten Habitusformen *auch* beigetragen, so dass bei den entscheidenden Demonstrationen in Plauen am 6. Oktober 1989, zwei Tage später in Dresden (wo nach einem Umschwenken des Bezirksparteisekretärs Hans Modrow mit der „Gruppe der 20“ ein Verhandlungsmodell kreiert wurde) und in der entscheidenden Montagsdemonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989 sich niemand mehr fand, der die zusammengezogenen Truppen (das waren bei „erhöhter Gefechtsbereitschaft“ der Nationalen Volksarmee für den gesamten Militärbezirk III mehr als 5.000 weitere Einsatzkräfte) wirklich noch in Marsch gesetzt hätte. Die schärfste Form des Dissenses war für Staat und Partei nicht mehr ausspielbar. Auch ein trügerischer und erzwungener Konsens, mühsam aufrechterhalten und auf dem Zusammenspiel von Drohung und „guter Absicht“ beruhend, hatte dazu beigetragen, dass die offene Gewaltsamkeit unwahrscheinlicher geworden war, hatte zumindest auf die Repressionsmächte lähmend gewirkt.

#### NACHGEHOLTE IDENTITÄTEN IN OST UND WEST

Oft wird anklagend suggeriert, die ostdeutschen Mitbürger seien „nostalgisch“ und „undankbar“; „Ostalgie“ spitzte das als Wortschöpfung des ostdeutschen Kabarettisten Uwe Stämmle aus dem Jahr 1990 witzig zu. Die skeptische Distanz gegenüber den gegenwärtigen Verhältnissen scheint Zwänge und Drucksituationen der Vergangenheit vergessen zu machen. Darin zeigt sich ein psychischer Mechanismus: Durch erinnernde Bearbeitung (z.B. durch Harmonisierungen) wird die Kontinuität der eigenen Biografie sichergestellt. Um das eigene Leben vor totaler Entwertung zu schützen, bedarf es sozusagen eines neuen historischen Selbstverständnisses. Christoph Dieckmann schrieb dazu, dass es sich im Osten um Menschen handele, „die lieber posthum ihren schmutzigen Staat verklären, als dass sie ihr Leben wie Knüppelholz der Geschichte verfeuern“.<sup>38</sup> Beispielsweise hörte man nun, dass die Hausgemeinschaften nicht mehr funktionierten, wobei man sich der „Hausfeste“ früherer Tage gerne erinnerte, weniger jedoch der damals vorgeschriebenen „Hausbücher“. Selbst die „Traulichkeit“ eingespielter Kontrollen kann als Verlust empfunden werden.

Allerdings schließen unterschiedliche Varianten einer „Ostalgie“ keinen wirklichen Wunsch nach der Rückkehr des Staatssozialismus ein, der

seine Ansprüche – in resignativem Zynismus – am Ende bereits auf die Selbstbeschreibung „real existierend“ heruntergeschraubt hatte. Verglichen mit dem in Westdeutschland nach 1945 jahrzehntelang zu hörenden Geschwätz, wie „Das hätte es bei Adolf nicht gegeben“ oder das Jahr 1918 weit überlebende „Wir wollen unseren alten Kaiser Wilhelm wieder haben“, werden vergleichbare projektive Wünsche nach der Rückkehr des „Spitzbarts“ oder „Erichs“ von niemandem geäußert. Es ist eher eine Ernüchterung über die Zeit nach der „Wende“, ein Zusammenbruch euphorischer Erwartungen zu beobachten als eine Sehnsucht nach dem alten Regime. So handelt es sich wohl am ehesten um eine „Trotznostalgie“ (Lothar Fritze). 1990 glaubte zum Beispiel nur eine Minderheit der Ostdeutschen, dass das Erziehungssystem, die Gesundheitsvorsorge und die Wohnsituation in der DDR besser gewesen seien – Jahre später war es eine deutliche Mehrheit.<sup>39</sup>

Solche rückwärts projizierten Einverständnisse waren auch im Westen nicht unbekannt. Man denke an die neuerdings von Sozialwissenschaftlern gerne vertretene These, dass es in der Bundesrepublik eine nachholende Gründung gegeben habe, die Konfirmierung des Grundgesetzes durch die Achtundsechziger-Revolution. Schließlich nahm Jürgen Habermas gegenüber den Entwicklungsmöglichkeiten des „unheimlichen Ostens“ und eines neuen Ethno-Nationalismus<sup>40</sup> Dolf Sternbergers Begriff vom „Verfassungspatriotismus“<sup>41</sup> wieder auf, mit allen darin steckenden nachholenden Bestätigungen, etwa der Westbindung, die Konrad Adenauer durchgesetzt hatte und dafür etwa von Wolfgang Harich noch nach dem Ende der Teilung als Vaterlandsverräter und Separatist angeklagt wurde.<sup>42</sup> Übrigens wurde Adenauers Politik von vielen seiner Kritiker durch eine kulturelle Westorientierung unterstützt, ohne dass diese Koinzidenz damals bemerkt worden wäre: Durch die Hochschätzung des französischen Existentialismus oder italienischen Neorealismus, später des New Yorker Expressionismus wurde aus dem Geist eines nicht verordneten Antifaschismus eine kulturelle Zustimmung für die politischen Entscheidungen nachgeliefert. Es mag eine weitere Ironie der Geschichte darin liegen, dass man sich gerade durch die Berufung auf den genannten „Verfassungspatriotismus“<sup>43</sup> zugleich über die Ostdeutschen erheben konnte, denn eine veritable Verfassung hatten die nun wirklich nicht vorzuweisen.

Und doch hatte die DDR aus westlicher Sicht – besonders für die intellektuelle Linke – eine Funktion: Sie wurde zur „stellvertretenden Gesell-

schaft“. Kaum jemand nahm Interesse an den tatsächlichen Lebensbedingungen und inneren Repressionsgraden. Aber das staatssozialistische Deutschland wurde dennoch zum geschichtsphilosophischen Platzhalter für die Möglichkeit einer nicht-kapitalistischen Moderne. Anders kann man sich kaum erklären, dass viele, die sich für den ostdeutschen Staat so wenig interessiert hatten, derart beleidigt waren über dessen sang- und klanglosen Zusammenbruch und über das sofortige Begehren der Demonstrierenden in Leipzig und in anderen Städten, „das Volk“ in „ein Volk“ zu verwandeln.

Vor diesem Hintergrund wurden die Ostdeutschen zumindest zu „Diskurs-Opfern“, die – wie Lutz Niethammer meinte – in einem westdeutschen „Konsensschwall“ untergegangen seien, während zugleich die kritische Selbstreflexion der politischen Kultur der alten Bundesrepublik „fortgespült“ worden sei: „Ehemalige Maoisten fanden sich mit hanseatischen Unternehmern, ehemalige Sponties mit süddeutschen Liberalen und einstige Jusos mit rheinischen Konservativen im gemeinsamen Kopfschütteln über die Ostdeutschen. Nichts hat die Westdeutschen so geeint wie der Beitritt der Ostdeutschen“.<sup>44</sup>

## TRADITIONELLERE GESELLSCHAFT

Zusammenfassend meine ich, dass die meisten Verhaltensunterschiede im geteilten Ost- und Westdeutschland darin begründet waren, dass die DDR (wie beispielsweise auch Italien) einen traditionelleren Gesellschaftszustand konserviert hatte.

Die *cultural lags* waren für mich und viele andere, mit denen ich darüber sprach, sofort erlebbar in dem Zurücktauchen in die Jugendzeiten der Nachtrümmer-Graueit – hier darf ich eine der prägnantesten Künstleräußerungen meiner damaligen Gespräche mit Künstlerinnen und Künstlern einfügen, von denen eine mir sagte: „Jetzt nehmen sie uns auch noch das bisschen Grau“ –, sodann in den autoritären Erziehungspraktiken und entschiedenen Ordnungsbildern. Traditionell mutete gegenüber den Erfüllungsselbstverständlichkeiten in der Konsumgesellschaft auch eine aus den DDR-Versorgungsengpässen geborene „Ethisierung des Mangels“ an. Darin zeigte sich durchaus eine kulturelle Kontinuität in den Stammländern der Reformation, die solche Bescheidung den Gläubigen seit je empfohlen hatte. Auch gab es, schon durch die erzwungene Selbstabschließung der DDR, einen intensiver wirkenden Regionalismus.

All dies sind Bedingungen dafür, dass etwa auch die in der DDR entstandene Kunst (im Verhältnis zur westlichen Moderne) von Günter Grass als „deutscher“ empfunden werden konnte.<sup>45</sup>

- 1| Gemeint ist der Dresdner Elbtalkessel.
- 2| Vgl. Reißig, Rolf (Hrsg.): *Rückweg in die Zukunft. Über den schwierigen Transformationsprozeß in Ostdeutschland.* – Frankfurt am Main; New York: Campus, 1993.
- 3| Vgl. Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul / Zeisel, Hans: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie.* – Nachdruck [zuerst 1933]. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007. – (Edition Suhrkamp; 769).
- 4| Vgl. Rehberg, Karl-Siegbert: *Die wiedererstandene Stadt. Dresden nach der „Wende“ – zwischen Aufbruch und Selbstisolierung.* In: Starke, Holger (Hrsg.): *Keine Gewalt! Revolution in Dresden 1989. Anlässlich der Ausstellung „Keine Gewalt! Revolution in Dresden 1989“ vom 22.07.2009 bis 10.01.2010 im Stadtmuseum Dresden.* – Dresden: Sandstein, 2009. – S. 168-192, hier S. 170-171.
- 5| Engler, Wolfgang: *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land.* – 3. Aufl. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 2002. – S. 173-208.
- 6| Vgl. Rehberg: *Stadt.*
- 7| Hans Modrow war von 1973 bis 1989 Erster Sekretär der SED-Bezirksleitung Dresden.
- 8| Vgl. Rehberg, Karl-Siegbert: *Mäzene und Zwingherrn: Kunstsoziologische Beobachtungen zu Auftragsbildern und „Organisationskunst“.* In: Kaiser, Paul / Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Enge und Vielfalt. Auftragskunst und Kunstförderung in der DDR – Analysen und Meinungen.* – Hamburg; Berlin: Dresden: Junius 1999. – S. 17-56, hier S. 46 sowie ders.: *Metamorphosen des Bürgerturns. Reflexionen angesichts der Dresdner Entwicklung vom Residenzbürgerturn zum Refugiumsbürgerturn.* In: *Dresdner Hefte*, 93; 26 (2008) 1, S. 90-97.
- 9| Engler, Wolfgang: *Die zivilisatorische Lücke. Versuche über den Staatssozialismus.* – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992. – S. 53.
- 10| Engler, Wolfgang: *Gespräche mit Norbert Elias.* In: *Sinn und Form*, 41 (1989) 4, S. 743-758.
- 11| Elias, Norbert: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen.* – Neuausgabe. – 2 Bde. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.
- 12| Engler: *Lücke*, S. 29.
- 13| *Ebd.*, S. 30-31.
- 14| *Ebd.*, S. 45.
- 15| Maaz, Hans-Joachim: *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR.* – Berlin: Argon, 1990. – S. 15.
- 16| *Ebd.*, S. 76.
- 17| Finger, Evelyn: *Den Osten gibt es nicht.* In: *Die Zeit*, 34/2005, S. 1.
- 18| Lehnartz, Sascha: *Ein Volk mit zwei Sprachen.* In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 04.11.2001.
- 19| *Ebd.*
- 20| *Ebd.*

- 21| Schröder, Richard: *Was ist mit dem Osten los?* In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 25.08.2005.
- 22| Zitiert in Ahbe, Thomas: *Die Konstruktion der Ostdeutschen. Diskursive Spannungen, Stereotype und Identitäten seit 1989.* In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (2004) 41-42, S. 12-22, hier S. 17.
- 23| Becker, Ulrich / Becker, Horst / Rohland, Walter: *Zwischen Angst und Aufbruch. Das Lebensgefühl der Deutschen in Ost und West nach der Wiedervereinigung.* – Düsseldorf u.a.: ECON, 1992. – S. 30.
- 24| Roethe, Thomas: *Arbeiten wie bei Honecker, leben wie bei Kohl. Ein Plädoyer für das Ende der Schonzeit.* – Frankfurt am Main: Eichborn, 1999.
- 25| Endlich, Luise: *NeuLand. Ganz einfache Geschichten.* – Berlin: Transit, 1999.
- 26| Noelle-Neumann, Elisabeth / Köcher, Renate (Hrsg.): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie.* – Bd. 9. – München u.a.: Saur u.a., 1993. – S. 431.
- 27| Vgl. Hüttmann, Jens: *DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung.* – Berlin: Metropol 2008.
- 28| Vgl. Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft.* – 2. Aufl. – München; Zürich: Piper, 1991.
- 29| Zitiert nach Rehberg, Karl-Siegbert: *„Konsensdiktatur“. Zu Wandlungen der DDR-(Kultur-)Politik in der Honecker-Ära.* In: Straub, Jürgen / Renn, Joachim (Hrsg.): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst.* – Frankfurt am Main; New York: Campus, 2002. – S. 139-164, hier S. 157.
- 30| Interview mit Peter Graf am 01.06.1995 und Materialien im Archiv des Kunstfonds des Freistaates Sachsen.
- 31| Vgl. Rehberg: *Mäzene*, S. 19.
- 32| Interview mit Sighard Gille am 25.07.2001, Leipzig, geführt von Karl-Siegbert Rehberg und Paul Kaiser.
- 33| Vgl. Rehberg, Karl-Siegbert: *Ideenzwang und Bildgleichnisse. Leipzig als Zentrum der DDR-Malerei.* In: ders. / Schmidt, Hans-Werner (Hrsg.): *60/40/20. Kunst in Leipzig seit 1949 [Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Museum der bildenden Künste Leipzig 2009-2010].* – Leipzig: Seemann, 2009. – S. 19-35, besonders S. 28.
- 34| Information über beachtenswerte Erscheinungen unter negativ-dekadenten Jugendlichen in der DDR vom 17.05.1984 (BstÜ, ZA, ZAIG 3336).
- 35| Vgl. etwa Michael, Klaus: *„Macht aus diesem Staat Gurkensalat“. Punk und die Exerzitien der Macht.* In: Galenza, Roland / Havemeister, Heinz (Hrsg.): *Wir wollen immer artig sein ... Punk, New Wave, HipHop, Independent-Szene in der DDR 1980-1990.* – Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf, 1999. – S. 72-93 sowie Rauhut, Michael / Kochan, Thomas (Hrsg.): *Bye bye, Lübben City. Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR.* – Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf, 2004.
- 36| Vgl. Blume, Eugen u.a. (Hrsg.): *Permanente Kunstkonferenz 1989. Installation – Performance – Performance Art.* 30.05.-30.06.1989. Dokumentation. – Berlin: Edition Galerie Weißer Elefant, 1990: darin besonders die analytische Beschreibung von drei Aktionen durch Michael Freitag (S. 4-9) sowie die Beiträge von Rolf Bartholomäus (S. 10-15).
- 37| Vgl. Kuttner, Jürgen: *Überlegungen zu den sog. ‚grenzüberschreitenden‘ Kunstformen, Ms., 6 Seiten, unpaginiert (SAdK, VBK-Archiv, ZV, vorl. Nr. 5019).* Vgl. auch Rehberg, Karl-Siegbert: *Verkörperungs-Konkurrenzen. Aktionskunst in der DDR zwischen Revolte und „Kristallisation“.* In: Eckhardt, Frank / Kaiser, Paul (Hrsg.): *Ohne uns! Kunst und alternative Kultur in Dresden vor und nach '89.* – Dresden: efau, 2009. – S. 260-283.
- 38| Dieckmann, Christoph: *Die Zeit stand still, die Lebensuhren liefen. Geschichten aus der deutschen Murkelei.* – Berlin: Links, 1993.

- 39| Vgl. Häder, Michael / Häder, Sabine (Hrsg.): *Sozialer Wandel in Ostdeutschland. Theoretische und methodische Beiträge zur Analyse der Situation seit 1990.* – Opladen; Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1998.
- 40| Vgl. Greven, Thomas / Grumke, Thomas (Hrsg.): *Globalisierter Rechtsextremismus? Die extremistische Rechte in der Ära der Globalisierung.* – Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.
- 41| Vgl. Sternberger, Dolf: *Verfassungspatriotismus.* In: ders.: *Schriften.* – Bd. 10: *Verfassungspatriotismus.* – Frankfurt am Main: Insel-Verlag, 1990. – S. 13-16.
- 42| Vgl. Harich, Wolfgang: *Deutschland – Spaltung und Vereinigung.* In: Fix, Peter (Hrsg.): *Wolfgang Harich. Deutschland – Spaltung und Vereinigung.* – München: Müller & Nerding, 2008. – S. 7-30.
- 43| Habermas, Jürgen: *Verfassungspatriotismus – im Allgemeinen und im Besonderen.* In: ders.: *Die nachholende Revolution.* – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990. – S. 147-174. – (Kleine politische Schriften; 7).
- 44| Ahbe: *Konstruktion,* S. 21.
- 45| Grass, Günter: *Sich ein Bild machen.* In: *ART Kunstmagazin* (Hrsg.): *Zeitvergleich. Malerei und Graphik aus der DDR [Katalog der Ausstellungen in Hamburg, Stuttgart, Düsseldorf, München, Nürnberg und Hannover 1983/84].* – Hamburg: Gruner + Jahr, o.J. [1982], S. 10-13.

## DIE AUTOREN

*Florian Havemann,  
Jahrgang 1952, Schriftsteller.*

*Dr. Ehrhart Neubert,  
Jahrgang 1940, Theologe und DDR-Bürgerrechtler.*

*Professor Dr. Karl-Siegbert Rehberg  
Jahrgang 1943, Lehrstuhlinhaber für Soziologische Theorie,  
Theoriengeschichte und Kulturosoziologie an der Technischen  
Universität Dresden.*

## ANSPRECHPARTNER IN DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

*Dr. Ralf Thomas Baus  
Leiter Team Innenpolitik  
Hauptabteilung Politik und Beratung  
10907 Berlin  
Telefon: +49(0)-30-2 69 96-35 03  
E-Mail: ralf.baus@kas.de*

*Wolfgang Hilberer  
Koordinator Bürgergesellschaft  
Team Innenpolitik  
Hauptabteilung Politik und Beratung  
Telefon: +49(0)-30-2 69 96-35 07  
E-Mail: wolfgang.hilberer@kas.de*

## PUBLIKATIONSREIHE „WEICHENSTELLUNGEN IN DIE ZUKUNFT“

In der Publikationsreihe „Weichenstellungen in die Zukunft“ bietet die Konrad-Adenauer-Stiftung umfangreiches Material zu den Themen „60 Jahre Bundesrepublik“ und „20 Jahre Wiedervereinigung“ an. Bisher sind in dieser Reihe erschienen:

- *Michael F. Feldkamp:*  
*Der Parlamentarische Rat und das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland 1948 bis 1949. Optionen für die Europäische Integration und die Deutsche Einheit*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2008  
ISBN 978-3-940955-09-8
- *Bernd Sprenger | Bodo Herzog:*  
*Währungsreform und Soziale Marktwirtschaft*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2008  
ISBN 978-3-940955-10-4
- *Berndt Seite:*  
*Weißer Rauch. Eine Erzählung aus den Tagen des Mauerfalls 1989*  
Unveränderter Nachdruck der Erstausgabe 2004.  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2008  
ISBN 978-3-940955-08-1
- *Uwe Backes | Ralf Thomas Baus | Herfried Münkler:*  
*Der Antifaschismus als Staatsdoktrin der DDR*  
Sankt Augustin/Berlin, Januar 2009  
ISBN 978-3-940955-46-3
- *Beate Neuss | Stanislaw Tillich | Richard Schröder:*  
*Wege zu einer Kultur des Erinnerns*  
*Dokumentation der Eröffnungsveranstaltung zur Ringvorlesung 2008/2009 „Wie schmeckte die DDR?“ des Bildungswerkes Dresden der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Dresden und dem Freistaat Sachsen*  
Sankt Augustin/Berlin, April 2009  
ISBN 978-3-940955-64-7

- *Ehrhart Neubert:*  
*Die Friedliche Revolution. Vom Herbst 1989 bis zur Deutschen Einheit*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2009  
ISBN 978-3-940955-82-1
- *Heiner Timmermann:*  
*Adenauers Westbindung und die Anfänge der Europäischen Einigung*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2009  
ISBN 978-3-940955-87-6
- *Wolfgang Schuller | Klaus Schroeder*  
*Mythen und Unwissen*  
*Dokumentation von Veranstaltungen zur Ringvorlesung 2008/2009 „Wie schmeckte die DDR?“ des Bildungswerkes Dresden der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Dresden und dem Freistaat Sachsen*  
Sankt Augustin/Berlin, Oktober 2009  
ISBN 978-3-941904-12-5

## INTERNETPORTALE

Mit einer Wissensplattform reagiert die Konrad-Adenauer-Stiftung auf die zunehmende Verklärung eines Systems. *DDR – Mythos und Wirklichkeit* heißt das Internetportal und klärt auf über Alltag, Kultur, Wissenschaft und Ideologie in der DDR. Didaktisch aufbereitete Materialien für den Unterricht, Interviews mit Zeitzeugen und Veranstaltungshinweise sowie ein Kalendarium führen über die Jahrestage der DDR durch die Geschichte des Unrechtssystems – vom Scheitern der gemeinsamen Besatzungspolitik während der Potsdamer Konferenz im Mai 1945 bis zum Rücktritt des Politbüros und des ZK der SED im Dezember 1989. Siehe unter [www.kas.de/wf/de/71.6466/](http://www.kas.de/wf/de/71.6466/)

Außerdem hat die Konrad-Adenauer-Stiftung für weitere Informationen zu den Jubiläen ein Internetportal unter [www.kas.de/weichenstellungen](http://www.kas.de/weichenstellungen) eingerichtet.